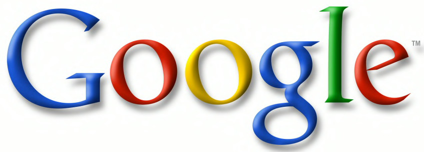
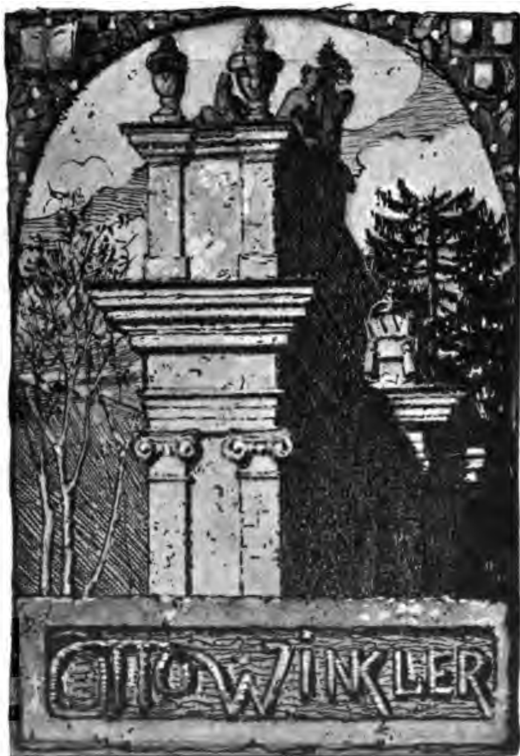



OTTO WINKLER

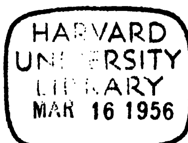
Variété

Ein Buch der Autoren des Wiener Verlages

Umschlagbild von Emil Orlik
Buchschmuck von Fanny Zakucka



Wiener Verlag
1902



Die meisten der in diesem Bande enthaltenen Geschichten, Scenen, Pantomimen und Gedichte sind hier zum erstenmale gedruckt.

Die Scenen, Dialoge und Pantomimen dieses Bandes sind Theatern, Variétébühnen und Vereinen gegenüber als Manuscript gedruckt.

Inhalt.



Bisher erschien:

Rosen, die wir nicht erreichen. Ein Geschichtenband.
Mit Umschlagzeichnung von F. Fiebiger.

Im Laufe des Jahres 1902 erscheint:

Renée heiratet ihren Bräutigam. Sieben Capitel eines Frauenlebens.

Der Idiot.

Auf einer Bank in der Gerichtskanzlei saßen Franz Holubow, Vater und Sohn, und warteten auf das Erscheinen der Herren vom Gerichte. Franz Holubow der ältere, seines Zeichens Straßenkehrer, war ein verbogener, kleiner, alter Mensch mit einem eirunden Schädel, einem bartlosen, verrunzelten Gesicht, kleinen versoffenen, nassen Aeuglein und einem breiten, dünnen Mund, der wie der Spalt einer Sparbüchse geschlitzt war und ununterbrochen in blödsinniger Behaglichkeit grinste. Der Sohn, kräftiger und gedrungener als der Vater, seinem Beruf nach ein Seemann, der lange Jahre als Matrose auf einem Lloydschiffe gedient und erst unlängst nachhause zurückgekehrt war, besaß ein braunrothes, gleichfalls rasiertes, von Wind und Sonne gegerbtes Gesicht, eines jener ledernen Gesichter, denen man das Alter nicht ablesen kann, die ebenso gut einem Dreißigjährigen wie einem Fünfziger an-

gehören können. Er trug eine runde gelbbraune Filzmütze, die er in Händen hielt, und hohe Fischerstiefel, die einen Hafengeruch ausströmten. Er kam übrigens nur als Begleiter seines Vaters, der eine Vorladung erhalten hatte, sich zum Zwecke der „Erhebung seines Geisteszustandes“ bei Gericht einzufinden. Diese Erhebung sollte heute vor sich gehen.

Der alte Holubow, der, wie alle Straßenkehrer, dem Genuss geistiger Getränke in überreichem Maße fröhnte, verrieth nämlich schon längere Zeit Spuren einer langsam wachsenden Verblödung. In jüngster Zeit litt er überdies unter der immer wiederkehrenden Zwangsvorstellung, dass er bei Triest ins Meer gefallen sei und nun rettungslos ertrinken müsse. Ihren Grund hatte diese Vorstellung, die ihn furchtbar quälte, in einer Erzählung des jüngeren Holubow, der wirklich kurz vor seiner Abreise im Triester Hafen verunglückt war und infolge dessen auch seinen Beruf aufgegeben hatte. Allein alle Mühe, dem Alten dies beizubringen, war vergeblich. So wie er seinen Anfall bekam, schrie er und wand sich unter dieser gräßlichen Vorstellung, dass er ertrinken müsse. Dabei trank er desto mehr, je mehr er sich fürchtete zu ertrinken. Unlängst nun hatte er nachts ein großes Geschrei erhoben, indem er fortwährend unter großem Gejammer betheuerte, dass er in seinem Bett ertrinken müsse. Schließlich nahm er sein Bettzeug zusammen und trug es auf den Gang des Hauses, wo er den Rest der Nacht verbrachte. Am nächsten Morgen fanden ihn daselbst die Hausbewohner in einer nicht ganz decenten Stellung. Die Anzeige wurde erstattet, welche die heutige Vorladung zur Folge hatte.

Den alten Schädel vorgeneigt, der beständig leise wackelte, die zitterigen kurzen Beinchen behaglich übereinandergelegt, saß der Alte in seiner Bankecke und lachte beständig und gleichmüthig vor sich hin, mit dem Ausdruck innigen Behagens, wie ihn ein Mensch

hat, der eine große und ehrliche Freude empfindet. Der Sohn saß schweigend neben ihm, die Vorladung des Vaters in der Hand und spie von Zeit zu Zeit mit einem eigenthümlich zischenden Laut in den Kohlenkübel, der neben ihm stand. Ab und zu, wenn der Kanzlist, der mit dem Idioten seinen Spaſs trieb, einen Witz machte, lachte er breit und dröhnend, augenscheinlich hoch erfreut über den Blödsinn des Vaters.

Dieser Kanzlist, der in seinem grauen Rock, mit grauem Haar, grauen Augen und einer grauen Gesichtsfarbe wie eine Maus zwischen seinen Büchern und Noten herumlief, war das, was man einen lustigen Bruder nennt. Ein verkrachter Student und im Staatsdienst wider Willen festgehalten, suchte er sich die Zeit, so gut es gieng, durch allerhand Lustbarkeiten und kleine Schwänke zu kürzen. Besonders aus dem Verkehr mit Idioten schöpfte er viel Heiterkeit. Aber auch auf Kosten seiner Vorgesetzten erlaubte er sich gerne einen kleinen Spaſs, wenn dies ohne Gefahr geschehen konnte. Und auch heute wieder schien er etwas derartiges im Schilde zu führen. Denn indem er seinen Schabernack mit dem Alten trieb, ihm mit einer zierlichen Verbeugung das Tintenfläschchen zum Trunke credenzte, oder ihn aufmerksam fragte, ob er denn allen Rum aus Jamaika beziehe, und ob dieses bescheidene Inselchen für seine Bedürfnisse hinreiche, unterbrach er sich plötzlich und fragte mit strenger Amtsmiene zum drittenmale, seitdem die beiden hier waren: „Franz Holubow! Ihr heißt also alle beide Franz Holubow!“ Und als der Seeman diese Antwort bejahte, spitzte der Kanzlist das alte Maul und schien etwas Spaſshaftes bemerken zu wollen. Aber in diesem Augenblicke erschien der Bezirksrichter in der Thüre, und drei Schritte hinter ihm der Rechtspraktikant. Der Kanzlist riſs die Thür ins Bureau des Bezirksrichters auf und begrüßte die Herren mit einer devoten Verbeugung. Auch der Ma-

trose war aufgestanden und grüßte linkisch. Nur der Idiot blieb sitzen und lächelte sein sanftes ewiges Lächeln.

„Heut' haben wir den Franz Holubow!“ sagte der Kanzlist eifrig, indem er die Acten auf den Tisch legte.

„So, so!“ sagte der Bezirksrichter, ein dicker, großer, rother Mensch mit einem feisten, schlagsüchtigen Gesicht, indem er sich schnaufend aus seiner Umhüllung schälte. Der Praktikant, ein blonder, junger Mann, der, wenn er schwieg, ununterbrochen affectiert lächelte, legte rasch mit tadelloser Gewandtheit seinen Ulster ab, trat aus seinen Gummischuhen und begab sich in Eile an seinen Schreibtisch. Er hatte erst im Herbst sein Freiwilligenjahr beendet, bewegte sich militärisch kurz und correct, hielt sich sehr gerade, machte rasche Wendungen, schlug auch bei Gelegenheit die Hacken zusammen und sah alles in allem aus, als wäre er aus Draht geflochten.

Da die Gerichtsärzte, die man erwartete, noch nicht zugegen waren, so begannen die beiden Herren inzwischen zu arbeiten. Der Bezirksrichter rollte, nachdem er mit einem gehässigen Blick den Einlauf überflogen hatte, eine Rolle Löschpapier auf, die er mitgebracht hatte, und begann mit einer großen Schere schmale Streifen für seinen Löscher abzuschneiden. Der Praktikant nahm, nachdem er eine Zeitlang nachdenklich überlegt hatte, ein Federmesser heraus, das er in einem Ledersäckchen bei sich trug, und begann langsam, beinahe feierlich, sich die Nägel zu putzen.

Um zehn Uhr entstand eine Bewegung im Vorzimmer, die beiden Aerzte kamen. Der ältere war ein großer, blonder, breitschulteriger Mann, dem man den passionierten Jäger und Hochtouristen auf den ersten Blick ansah, der jüngere sah blässer und gelehrter aus, trug einen Kneifer und wurde mit Herr Professor angeredet, während sein College bloß Regierungsrath war.

Nachdem die Begrüßung vor sich gegangen war, begann der Regierungsrath sofort über die niedrigen Taxen zu schimpfen und setzte dem Bezirksrichter auseinander, dass er bei der heutigen Commission so viel wie nichts verdiene. Der Professor schloss sich der Meinung und den Ausführungen des älteren Collegen respectvoll an, indem er im allgemeinen darauf hinwies, wie schlecht der Staat die qualificierten Leistungen seiner Beamten honoriere. Der Bezirksrichter gab den beiden Herren vollkommen recht. Sie setzten sich, und ein allgemeines Gespräch über Taxen, Gehälter und Entfernungsgebüren entstand. Die Avancementsverhältnisse in den verschiedenen Zweigen der Verwaltung, die Pensionsverhältnisse, und die letzte Gehaltsregulierung blieben nicht unerörtert. Der Regierungsrath, eine im Grunde zur Heiterkeit neigende Natur, begann Anekdoten zu erzählen. Der Rechtspraktikant lachte stoßweise und heftig. Gegen dreiviertel elf entstand eine Pause. Und plötzlich erinnerte man sich, weshalb man gekommen war. „Also gehen wir's an!" sagte der Regierungsrath und ließ sich die Acten geben, die er flüchtig durchblätterte. „O jeh!" sagte er, „Straßenkehrer! Da weiß ich schon genug. Und interniert war er auch schon. No, der wird uns nicht lang aufhalten!"

Man nahm rund um den mit einem spangrünen Tuch bespannten Tisch Platz. Der Rechtspraktikant trat langsam und gemessen zur Thüre und rief mit sonorer Stimme hinaus: „Franz Hobulow! Treten Sie ein!"

Der Seemann trat, vom Kanzlisten geschoben, zögernd ein, die Vorladung des Vaters in der Hand. Er verbeugte sich ungeschickt, drehte seine Mütze linkisch in den Händen herum und sah die vier Herren furchtsam und misstrauisch an.

„Sie sind der Franz Holubow?" schrie ihn der Bezirksrichter an, indem er ihm die Vorladung aus der Hand riss.

Holubow bejahte schüchtern. Die beiden Gerichtsärzte fixierten ihn.

„No," sagte nach einer Weile der Regierungsrath, „das liegt ja auf der Hand. Der hat ja schon den Blick des Blöden."

Der Professor schloss sich mit einem gewinnenden Lächeln dem Urtheil des älteren Collegen an. Der Seeman, der augenscheinlich etwas bemerken wollte, öffnete den Mund, allein der Regierungsrath unterbrach ihn rauh: „Schweigen's jetzt," sagte er, „und gehen's einmal zum Fenster!"

Der Matrose schien sich zu verwundern, allein, an strenge Disciplin gewöhnt, dazu erzogen, sich einem Commando blind zu unterwerfen, gehorchte er schweigend und setzte sich langsam, mit dem breitspurigen, schwankenden Gang des Matrosen, in der Richtung gegen das Fenster in Bewegung.

„Bemerken Sie", wandte sich der Regierungsrath an seinen Collegen, „bemerken Sie den eigenthümlich ataktischen Gang?" Der Professor nickte vergnügt und schrieb die Beobachtung nieder.

Der Inquisit, der sich beim Fenster umgewendet hatte, schien wiederum etwas bemerken zu wollen, allein der Bezirksrichter, der eine ungeduldige Natur war, rief ihm zu: „Was wollen's denn immer? Sie werden schon später reden!" Gleichzeitig befahl der Regierungsrath: „Setzen's sich daher!" und wies auf einen Sessel.

Franz Holubow setzte sich.

Der Regierungsrath stand auf. „Schlagen's die Füß' übereinander!" befahl er. Der Matrose gehorchte verwundert.

„So," sagte der Arzt, trat an ihn heran und versetzte ihm mit der Schneide seiner rothen mächtigen Hand in rascher Folge zwei, drei wuchtige Streiche in die Kniegegend. Das Bein des Matrosen sprang mehrmals wie von einer Feder geschnellt nach aufwärts.

„Bemerken Sie," wandte sich der Regierungsrath an den Professor, „die erhöhten Reflexbewegungen?" Der Professor nickte und schloss sich an, der Rechtspraktikant sagte kindlich bewundernd: „Das ist aber interessant!"

Indessen Franz Holubow schien immer erstaunter zu werden. Er blickte rathlos um sich, endlich sagte er langsam, demüthig: „Ich bitte, hohes Gericht .... ." allein man ließ ihn nicht ausreden.

„Wie alt sind Sie?" fragte der Regierungsrath, der zwischen dem Professor und dem Richter wieder Platz genommen hatte. Franz Holubow überlegte einen Augenblick, wie die meisten Menschen thun, wenn man sie unerwarteterweise nach ihrem Alter fragt. Dann sagte er: „35, meine Herren!"

Der Bezirksrichter constatierte aus den Acten, dass der Inquisit 56 sei. Franz Holubow beharrte bei seiner Behauptung.

„No ja," sagte der Regierungsrath jovial, „Sie haben ja ganz recht, dass Sie sich jünger machen — sehen ja auch noch recht jung aus," und indem er sich an den Professor wandte, „das kommt ja vor, dass diese Leute nicht mehr wissen, wie alt sie sind!"

„Natürlich kommt das vor," sagte der Professor, „es ist sogar recht bezeichnend für das Anfangsstadium der Paralyse." Er machte eine Notiz, dann, um auch seinerseits etwas zur Erhebung des Geisteszustandes des Inquisiten beizutragen, legte er langsam die Hände übereinander und fragte wohlwollend: „Lieber Freund, sagen Sie mir einmal geschwind, wie viel ist neunmal siebzehn?" Dabei schaute er den Matrosen über seine spiegelnden Augengläser hinweg, scharf und prüfend an.

Der Seemann schien äußerst erschrocken über diese Frage. „Neunmal siebzehn?" stotterte er. „Neunmal siebzehn . . .?" Er schien nachzudenken, dann verwirrte er sich plötzlich und wurde roth.

„Aber Herr Collega!“ sagte der Regierungsrath. „Was glauben Sie? Das bringt der nicht mehr zusammen! Ein Mensch, der nicht einmal mehr weiß, wie alt er ist!“ und eben als Holubow die Multiplication nach angestrengtem Nachdenken vollendet hatte und das Resultat verkünden wollte, verwirrte ihn der Regierungsrath durch eine neue brüske Frage:

„Sagen Sie einmal, sind Sie nicht bei Triest ins Meer gefallen?“

Nun wurde der Matrose lebhaft. Er liebte es, seinen Unfall zu erzählen, sich damit zu brüsten. Jawohl, berichtete er, das sei vor drei Wochen gewesen. Er habe vom Boot aus über die Strickleiter auf den „Adler“ hinauf wollen, dabei sei er ausgeglitten und aus einer Höhe von vier Metern ins Meer gestürzt.

„War's kalt?“ fragte der Regierungsrath theilnehmend, indem er seiner Methode gemäß auf die Ideen des vermeintlichen Narren scheinbar eingieng.

„Das glaub' ich,“ sagte der Seemann, „im December, ich bitte . . .“

„Husch, husch!“ machte der Arzt. „Es ist ein wahres Glück, dass Sie schwimmen können!“

„Ja,“ sagte der Matrose, „das ist ein Glück! Arbeit hab' ich genug g'habt, eh' ich wieder herauskommen bin.“

„Na ja freilich,“ nickte der Regierungsrath, „aber jetzt,“ und dabei fixierte er sein Opfer hinterlistig, „jetzt sagen Sie mir eines: Wie kommen denn Sie überhaupt nach Triest, wenn Sie Straßenkehrer sind?“

„Ich bin ja gar nicht Straßenkehrer,“ sagte Holubow, „ich war fünfzehn Jahr beim Lloyd. Erst unlängst bin ich z'Haus kommen.“

„Gehn's weiter," sagte der Arzt, „aber da im Act steht, dass Sie Straßenkehrer sind."

„Das ist mein Vater," sagte Holubow.

„Ein interessanter Fall das!" wandte sich der Regierungsrath an den Professor. „Ein Mensch, der sich einbildet, sein eigener Sohn zu sein!"

„Ja," sagte der Professor, „wahrhaftig. Ich werde das in einer klinischen Wochenschrift besprechen, eine neue, interessante Form des Wahnsinnes."

„Und er lasst sich's um keinen Preis ausreden!" setzte der Regierungsrath fort. Er wandte sich an den Matrosen. „Glauben's nicht, dass Sie sich das nur einbilden, dass Sie ins Meer gefallen sind? Ebenso, wie dass Sie erst 35 Jahre alt sind?"

„Aber nein!" schrie der Matrose heftig.

„Interessant, wie er sich aufregt!" sagte der Professor und der Regierungsrath. „Man muss ihn dabei lassen!"

„Aber nein!" versicherte der Seemann nochmals, indem er auf den Tisch schlug, „ich b i n ins Meer gefallen!"

Eine allgemeine Heiterkeit entstand. Der Regierungsrath brach in ein dröhnendes Gelächter aus, der Professor schloss sich dem älteren Collegen an. Auch der Bezirksrichter lachte mit, und der drahtgeflochtene Rechtspraktikant riss das Maul auf, wie er es bei Officieren beobachtet hatte, und stieß affectierte Lachlaute hervor. Die allgemeine Heiterkeit wuchs noch, als der Matrose plötzlich versicherte: „Aber wenn's die Herren nicht glauben — ich hab ja meinen Pass!" und den Pass in seinen Taschen zu suchen begann.

„Zeigen's ihn einmal her!" sagte der Regierungsrath mühsam, worauf sich das Gelächter verdoppelte.

„Da ist er!" sagte Holubow, der den Pass gefunden hatte. Auf einen Augenblick verstummte das Gelächter. „Es ist wirklich

ein Pass!“ sagte der Regierungsrath und gab die Urkunde dem Bezirksrichter. „Und er lautet wirklich auf Franz Holubow,“ sagte dieser und schaute misstrauisch um sich. Aber der Rechtspraktikant, der sich nach dem Bezirksrichter des Beweisstückes bemächtigte, hatte einen glänzenden Einfall. „Ich weiß schon!“ rief er. „Sein Sohn, der ihn angezeigt hat, heißt auch Franz. Sein Sohn dient auch beim Lloyd. Es ist einfach der Pass seines Sohnes! Nicht wahr?“ wandte er sich an den vermeintlichen Idioten. „Es ist der Pass Ihres Sohnes?“

„Entschuldigen schon,“ sagte dieser unwirsch, „aber der Sohn bin ich selber! Der Vater steht noch draußen!“

„Das ist zu blöd,“ rief der Regierungsrath, und über diese ungezwungene Bemerkung des hochgestellten Beamten erhob sich neuerdings ein Gelächter, das alle Betheuerungen des Matrosen, dass er ins Meer gefallen und sein Vater der Idiot sei, übertönte, bis sich dieser schließlich nicht anders zu helfen wusste, zur Thür sprang und den Vater hereinrief.

Mitten in die allgemeine Lustigkeit trat der alte Idiot und begrüßte die Corona mit einem besoffenen Diener. Da er so viele Menschen lachen sah, gieng das idiotische Grinsen um seinen Mund immer mehr in ein wirkliches Lachen über, bis er schließlich laut zu brüllen begann, wie auf einem Kirchweihfest. Aber nun verstummten die anderen. Eine peinliche Pause entstand. Nur der Idiot lachte unbekümmert weiter, bis der Bezirksrichter, der den Missgriff zu ahnen begann, dem alten Säufer ins Gesicht schrie:

„Sind *Sie* der Idiot?“

Der Idiot hörte zu lachen auf und sagte mit sanfter Stimme: „Nein.“ Dabei zwinkerte er vergnügt mit den Aeuglein.

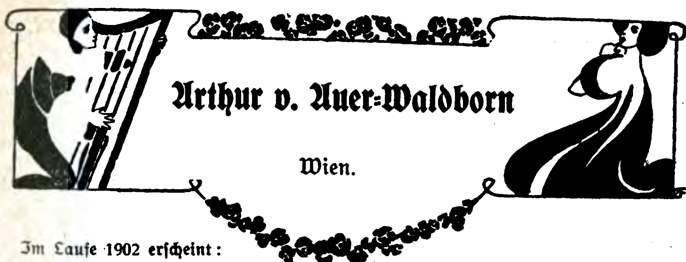
„Also wer ist da eigentlich der Idiot?“ schrie der Bezirksrichter, ein jähzorniger Mensch, in äußerster Wuth. Beide Inquisiten wehrten höflich ab.

Der Bezirksrichter fluchte und schlug die Acten auf den grünen Tisch, dass die Papiere nach allen Richtungen auseinanderfuhren. Der drahtgeflochtene Rechtspraktikant bückte sich und klaubte die Bestandtheile des Actes Holubow langsam wieder zusammen. Die Situation spitzte sich immer peinlicher zu, bis endlich der Regierungsrath allen Zweifeln ein Ende setzte, indem er, mit Bezug auf den Alten, zu den beiden Herren sagte:

„Der Alte ist's! Er hat den Blick des Blöden!“

In diesem Augenblick hatte der fidele Kanzlist, der die ganze Zeit über hinter der Thür gestanden war und jedes Wort hinausgehört hatte, die größte Noth, nicht in ein lautes Gelächter auszubrechen. Aber rechtzeitig besann er sich auf seine amtliche Stellung und erstickte die emporquellende Heiterkeit in einem wohldisciplinierten Staatsbeamtenhusten.





Im Laufe 1902 erscheint:

Totes Geleis. Ein Reiterroman.
Die leiden müssen. Eine Liebesgeschichte.

Patrouille.

Der verdammte Wald wollte kein Ende nehmen! Nun mochten's wenigstens zwei Stunden sein, seit er diesen Weg eingeschlagen. Wenn man wenigstens Trab hätte reiten können. Aber bei dem grundlosen Koth musste man froh sein, so weiter zu kommen, und die über die tief ausgefahrenen Geleise locker hingeworfenen Prügel machten den Weg gerade nicht besser. Dazu war sein Pferd schon sehr müde und er hatte seiner Berechnung nach noch ein gut Stück bis an seinen Bestimmungsort.

Chrzaswony! Wie oft hatte er sich in den letzten Stunden diesen Namen wohl vorgesagt. Als er abgeritten war, hatte ihm der Rittmeister den Ort auf der Karte gezeigt. Ein kleines, leeres Ringerl.*) „Dort soll heute das Divisionsstabsquartier eintreffen," hatte er gesagt. „Sollte es nicht dort sein, so thu dein möglichstes, es zu finden, du weißt ja, wie wichtig die Meldung ist."

*) Signatur in der Karte für einen kleinen Ort.

Ob er es wusste! Dabei waren sie über die feindliche vorgeschobene Cavallerie bereits hinaus, so dass er die auch noch zu passieren hatte. Um leichter durchzukommen, hatte er sich nur drei Uhlanen mitgenommen. Und nun ritt er so allein dahin.

Er hatte aber auch verteufeltes Pech! Gleich früh waren sie auf eine feindliche Patrouille gestoßen. Das war ein Ritt auf Leben und Tod gewesen. Da hatte er zwei von seinen Leuten verloren. Der eine war gestürzt, weiß Gott, was dem geschehen war, der andere, der war knapp an seiner Seite gewesen, als sie so atemlos dahinjagten, er hatte nur ein halblautes Boze! Boze! *) gehört, dann sah er ihn im Sattel wanken — er hatte nicht mehr hingeblickt, helfen konnte er ihm jetzt nicht, und da sie den schützenden Waldrand erreichten, war nur mehr der Fuchs mit leerem, blutigen Sattel neben ihnen her galoppiert. Da war wohl eines von den surrenden, pfeifenden Dingern schuld daran gewesen, die auch er gehört hatte. Armer Kerl! Und ihn so ungesühnt liegen lassen! Es war ein trauriges Los, wen es traf. Den letzten hatte er vor drei Stunden zurücklassen müssen, sein Pferd gieng lahm. Einen Ersatz dafür in der Gegend suchen! In dem Land war überhaupt nichts mehr zu finden. Und den Fuchsen, der infolge einer Schusswunde nicht mit konnte, hatte er früher erschossen. So hatte er sich denn von ihm getrennt. Ob sie sich wohl je wiedersehen würden?! . . .

Hopla! Was dachte er da an alles Mögliche, statt auf den Weg zu achten. Fehlte nur noch, dass sein Gaul auch noch krumm würde. Und er musste hinkommen! Er hate sich's vorgenommen, und so lange seine Kräfte reichten, würde er es durchführen.

Wenn er nur am richtigen Wege war! Daran durfte er gar nicht denken. So lang der Mond geschienen hatte, war er sicher richtig geritten, aber in der Stockfinsternis! Dazu wehte der Wind,

*) O Gott! o Gott!

so dafs ein Anzünden von Streichhölzern gar nichts genützt hätte. Die Karte, die er mitgenommen, war durch den Regen so nur mehr ein Fetzen, und überdies wäre es gar nicht rathsam gewesen, Licht zu machen. Feindliche Patrouillen streiften genug in der Gegend, und er ritt, seiner Berechnung nach, auf einem Hauptverbindungsweg.

Hauptverbindungsweg! Das war wohl der reine Hohn diesem Moraste gegenüber, der ihn unter den Tritten des Pferdes bis oben bespritzte. Sauland!

Seine Glieder waren ganz steif, saß er doch nun seit fünf Uhr im Sattel mit wenigen Unterbrechungen. Armer Gaul! Und dabei gieng er so geduldig vor sich hin. Er wufste ja nicht, dafs ihm noch ein hartes Stück Arbeit bevorstand. Schließlich wenn er's auch gewufst hätte, sie waren alle schon ganz stuff; so lange es gieng, gieng's eben. Und dabei waren sie noch zu keinem Gefecht, keiner Attaque gekommen. Wenn er heute früh gedurft hätte, wie gerne wäre er die feindliche Patrouille angegangen, einmal den Säbel in die Faust, so hinein und die spüren lassen, was österreichische Reiter waren.

Da — was war das? Waren das nicht Stimmen gewesen? Er horchte gegen den Wind, aber alles war still. Fehlte nur noch, dafs er an Hallucinationen litt. Die weißen Birkenstämme zu beiden Seiten des Weges schimmerten so gespenstisch durch das Dunkel zu ihm herüber. Wären die nicht gewesen, so hätte er vom Wege überhaupt nichts gesehen . . . .

Ob die daheim wohl jetzt an ihn dachten? Die ahnten sicher nicht, dafs er so allein in dunklen Wäldern umherirrte. Seine Mutter, die nie genug der Sorge um ihn hatte, seine liebe, gute, alte Mutter! Als sie ihn das letztemal umarmt, am Bahnhof, ehe sie wegfuhren, hinaus in Kampf und Tod, da hatte sie ihn lange nicht aus den Armen gelassen und nicht zu reden vermocht, nur dann, als der

Zug bereits in Bewegung war, hatte sie ihm mit zitternder Stimme nachgerufen: „Hans, gib acht!“ Sie fand in der Stunde keine anderen Worte als die, die sie so oft bittend, flehend, sorgend, warnend dem Kinde zugerufen. Er hatte in den letzten Tagen wenig an daheim gedacht, tagsüber da waren alle Sinne mehr als genug angespannt und beschäftigt, und abends — konnte man, so sank man hin zu ein paar Stunden schweren, traumlosen Schlafes. Wie sie wohl auf eine Nachricht von ihm warten mochte. Weiß Gott wann . . . . Da hatte er's!

Um ein Haar wäre der Gaul dagelegen. Was träumte er auch immer so vor sich hin, statt an seine Pflicht zu denken!

Er griff nach der Tasche, wo er seine Meldung trug. Ob es nicht wirklich zum Teufelholen war! Da hielt ihn dieser verdammte Weg so lange auf, und die harrten sicher schon auf Nachricht. Diese ewige Schrittreiterei! Jeder Knochen that ihm schon weh. Dabei war's jetzt noch empfindlich kühl geworden und er fror in seinen vom letzten Regen noch nassen Kleidern. Auch war der Pelz durch die Feuchtigkeit doppelt schwer geworden. Hätte er flott Trab reiten können, so würde er keine Zeit gehabt haben, an all das zu denken, aber so — ! Es nützte ihm ja nichts, wenn er noch so in die Finsternis hineinstarrte und spähte, deswegen sah er um keinen Schritt weiter. Wenn er daran dachte, was sich alles da hinter dem Dunkel bergen konnte. Er war ja ganz wehrlos. Die über den Weg geworfenen Aeste krachten unter den Hufen des Pferdes, dass man es mindestens dreißig Schritt weit hören musste.

Wenn er nur, sobald er aus dem unglückseligen Walde herauskam, wieder auf eine menschliche Wohnung stieß; er wollte ja nichts wissen, als ob er auf dem richtigen Wege war. Chrzaswonh! Er hatte von der Existenz dieses Nestes früher überhaupt keine Ahnung gehabt, wie wohl 99 Percent der Menschheit.

Himmel und Hölle! Wenn er am Ende doch auf einem falschen Wege war und so Zeit vertrödelte, und weiß Gott wohin ritt!

Eine plötzliche Nervosität überkam ihn, die er sich selbst nicht recht zu deuten wusste. Zum Kukuk noch einmal! 's war aber auch wirklich schon zum Verrücktwerden, dieses Herumreiten in Nacht und Nebel! Und dabei seine Aufgabe! Es erfasste ihn eine plötzliche Angst davor, dass ihn etwas hindern könne, seiner Pflicht nachzukommen. Wenn ihn jemand hinterrücks niederschoss oder er sonst verunglückte, er hier mitten im fremden Land, fern jeder menschlichen Wohnung, elend umkam. — Pfui Teufel! Woher hatte er die dummen Gedanken. Das fehlte ihm gerade noch.

Es schien, der Weg wurde besser. Das unaufhörliche Krachen zertretenen Reisigs hatte aufgehört, und auch sein Pferd gieng weniger vorsichtig dahin, ein Zeichen, dass sie auf sicherem Boden waren. Und jetzt! — täuschte er sich oder traten die Bäume zu beiden Seiten wirklich zurück? — Nein, da war kein Zweifel mehr möglich — noch ein paar Schritte und sie waren im Freien. Gottseidank! Er schöpfte tief Athem. Auch die Finsternis war etwas gewichen. Es war wie leises Dämmern. Das kam vom Mond, der nun gerade vor ihm stehen musste. Dort waren einzelne Wolken mit blassen Rändern in den dunklen Nachthimmel hingezeichnet. Und nun hörte er auch wieder den hallenden Tritt des Pferdes.

Zur Linken sah er eine dunkle Masse, aus deren Mitte etwas Weißes zu ihm herüberleuchtete. Nun hatte er es erreicht. Eine Gruppe sehr hoher Bäume, in deren Mitte am Straßenrand ein großes steinernes Kreuz stand. Er hätte jubeln können. Hier führte sein Weg vorüber, er hatte sich also nicht verirrt!

Jetzt wollte er nur noch einmal sehen, ob seine Meldung keinen Schaden gelitten. Er griff in die Tasche und zog das Papier heraus.

Es war zwar etwas feucht geworden, aber das schadete nichts, und dann wußte er ja den Wortlaut genau.

Er schob sich im Sattel zurecht. In zwei Stunden konnte er sein Ziel erreicht haben. Also vorwärts!

Plötzlich fieng sein Pferd zu schnauben an und blieb stehen. Sie hatten eben das Ende der Baumgruppe erreicht. Was war da los? Da, unmittelbar vor ihm — ein lauter Zuruf! Nun noch einer. Den Ruf kannte er! Das war der Feind! Er gab seinem Pferde jäh die Sporen, dass dieses aufschreckend einen mächtigen Satz vorwärts machte. Plötzlich sah er es vor sich aufblitzen — noch verspürte er einen heftigen schmerzenden Schlag vor die Stirn, dann schwand ihm das Bewusstsein . . . . . .

Er schlug mühsam die Augen auf. Sein Herz klopfte zum Zerspringen und sein Kopf war schwer wie Blei. Kaum dass er die Augen offen halten konnte. Wo war er?

Sein verschwimmender Blick überflog die Straße und die weite Ebene, die von fahlem Mondlicht übergossen dalag.

Wenn nur diese Schmerzen im Kopfe nicht gewesen wären. Das pochte und hämmerte, und in den Ohren sauste es unerträglich. Er konnte keinen klaren Gedanken fassen.

Sich auf den einen Arm stützend, wandte er sich mühselig um. Da! Das Kreuz vor ihm — das hohe weiße Kreuz! Er schloss die Augen und stöhnte auf in todwunder Qual. Dann griff er sich mit der freien Hand an die Stirne. Ja, da hatte es ihn getroffen, er spürte die harte Kruste geronnenen Blutes, aus der es noch tropfenweise warm hervorsickerte.

Also das Ende! Es war auch ihm nicht erspart geblieben. In ohnmächtigem Grimm biss er die Zähne zusammen.

Plötzlich, ein Gedanke: wo war seine Meldung?! Wenn sie die

gefunden hatten, wenn sie mit ihr fortgeritten waren, nachdem sie ihn als todt hier zurückgelassen. Es stand so viel drin, was sie *nicht wissen* durften.

Mit zitternder Hand suchte er in seiner Tasche. Da war sie nicht. Hatte er sie aber nicht im letzten Augenblick noch in der Hand gehabt? Vielleicht war sie ihm früher entfallen und ihnen so entgangen. Wenn er suchte? — Er *mußte* Gewißheit haben.

Und er richtete sich qualvoll auf; auf Händen und Füßen kroch er die Straße zurück; dort bei den Bäumen war es gewesen. Er fühlte, wie seine Kräfte schwanden. Aus einer Wasserlache netzte er die trockenen Lippen; wenn er nur bis dorthin aushielt! Aber das Papier konnte ja fortgeflogen sein, verflattert, was suchte er denn! Und doch klammerte er sich an den Gedanken mit der Verzweiflung eines Sterbenden.

Schon war er bis in die Nähe der ersten Bäume gekommen. Er fühlte, wie seine Glieder erlahmten, auch die Wunde schien wieder aufgebrochen zu sein, tropfenweise rann es ihm warm über die Wangen.

Da, was war das Weißes am Straßenrand! Ein kleiner weißer Fleck! Mit dem Aufgebot seiner letzten Kräfte schleppte er sich hin. Und jetzt — ah! das war seine Meldung! Sie hatten also *nichts* gefunden! Mochte nun kommen, was wollte. —

Eine unsägliche Müdigkeit überfiel seinen Körper. Seine Kleider klebten vor Nässe und Koth und hinderten jede Bewegung. Und indes er verspürte, wie es immer dunkler und dunkler vor seinen Blicken ward, zerriß er mit seinen kalten, schmerzenden Fingern das Papier in hunderte von kleinen Stückchen. Seine Glieder waren schwer wie Blei und sein Kopf brannte wie Feuer. Ein unerträgliches, kaltes Gefühl kroch von den Füßen und Fingerspitzen zum Herzen empor.

Noch wollte er die Augen öffnen. Er konnte nicht. Dann hörte er eine liebe, liebe Stimme leise, leise, ganz ferne sagen: „Hans, gib acht!" — Dann nichts mehr . . . . .

Die dunkle Wolkenbank im Osten begann sich allmählich grau zu färben, ein leichter Wind hob sich, und wie er über die Felder dahinwehte, nahm er von der Brust des Todten die kleinen Papierschnitzel mit sich fort, die da verstreut lagen.





Bisher erschien:

Secession.
Umschlagzeichnung von Olbrich. 2. Aufl.

Der Franzl. Fünf Bilder eines guten Mannes.
Buchschmuck von Alfred Roller. 3. Auflage.

Rede über Klimt.
2. Tausend.

Wirkung in die Ferne und Anderes.

Die Pantomime vom braven Manne.



Personen:

Pantalon. — Arlequin. — Pierrot. — Scaramouche. — Colombine. — Die Polizei.

Motive:

Das Motiv der Colombine von der treuen Liebe. Ein heiterer, herzlicher, schlichter Walzer, etwa im Geiste der Lanner'schen, wenn er unbegleitet und rein erscheint; aber gerne preciös, geziert und eitel, mit koketten Pirouetten, und als ob er sich selber nicht ernst nähme und ironisieren möchte, dass man das Vertrauen verliert; aber auf einmal wieder in lieben Tönen reiner Einfalt, rührend und fromm, dass man sich immer noch einmal betrügen läßt.

Das Motiv des Pantalon, von der leeren Tasche. Derb, im Tone des Volkes, wie irgendein Lied vagieren=

der Burschen. Neben der Colombine ist es das Platte, Bürgerliche, Gemeine.

Der Ruf des Arlequin. Ein paar jähe, freche Töne, unverschämt hinauf, wie eine Trompete von Hoffahrt und von Dünkel. Grell und brutal, wie rother Mohn.

Das Motiv des Pierrot, vom guten Kerl. Dumpf, mühsam und beladen, wunschlos, ergeben, ohne Trost und Hoffnung, grau und fragend. Es klingt wie der müde, geduldige Trott von spanischen Eseln.

Das Motiv des Scaramouche, von der Polizei. Ein langsamer, holpriger, altväterisch gravitätischer Marsch, landstürmisch und invalide. Im Tone des „Immer langsam voran".

Das Vorspiel mischt diese Motive, gesellt und trennt sie wieder. Jedes wird erst für sich gezeigt, dann an den anderen verglichen, der Reihe nach. Endlich der steife, hölzerne Marsch der Polizei, das Motiv des Scaramouche. Daneben verklingt der Tag, die Arbeit schweigt, die Stadt beruhigt sich vom Lärm. Man hört die Läden schließen, das stille Gebet der letzten Glocken und den Zapfenstreich. Und schwere, feierliche große Accorde der Rast und der Nacht, unter welchen das Motiv des Scaramouche nur noch wie ein winziger Käfer kriecht.

Der Vorhang auf. Die Bühne ist, mit zierlichen schmalen Wegen und, unter Kastanien und Linden, mit heimlichen Bänken bedeckt, eine heitere Promenade vor der Stadt, zu welcher hinten eine steile, breite Straße führt. Diese kommt aus der zweiten Couliſſe links, geht eben quer nach der dritten Couliſſe rechts, steigt hier steil quer nach der vierten Couliſſe links, wendet sich scharf und verläuft immer steil bergan, nach hinten rechts; an der vierten Couliſſe links, wo die Straße sich wendet, ist eine Laterne. Im

Grunde Mauern und Thürme der Stadt. Vorne links eine Bank unter der Linde. Rechts dichtes Gebüsch.

Abend; Frühling. Heller Nebel thaut. Hinten verschwimmen fahl im Dunst die spitzen Zacken und schmalen Giebel der alten Stadt.

Aus der zweiten Coulisse links der Nachtwächter, mit einer Leiter. Er schreitet langsam die Straße entlang zur Laterne, legt die Leiter an und entzündet die Laterne. Dann geht er stadtwärts rechts oben ab.

Das in den Tönen der Rast und der Nacht gedämpfte und verhüllte Motiv des Scaramouche wird lauter und näher. Rechts oben, vom Thore der Stadt her, kommt die Wache, sechs Mann hoch hinter Scaramouche, langsam, gebrechlich, gravitätisch, schnaufend, ohne Schritt. Am Fuße des Berges, vor der Promenade, halten sie und rasten. Sie lehnen die schweren Gewehre weg und trocknen den Schweiß. Scaramouche gibt gemessen seine Instructionen. Sie treten wieder ins Glied, Scaramouche zählt ab und theilt zwei Gruppen. Diese marschieren vor einander auf und präsentieren. Die eine geht rechts vorne, die andere, von Scaramouche geführt, links vorne ab. Der Marsch verklingt in die Accorde der Rast und der Nacht, bis plötzlich aus ihnen, erst leise, bald heftiger, eine schmerzliche Klage wächst und schwillt, von Zorn, Verzweiflung, Sehnsucht, betrogener Hoffnung und verrathener Liebe; die ringen und drängen und müssen doch alle zuletzt in das triviale, klägliche Motiv der leeren Tasche auslaufen.

Pantalon kommt aus dem Grunde der Promenade, düster, verhärmt, brütend. Er hält, zögert, versinkt in sich, schüttelt sich rathlos und wandert wieder, ohne Trost. Vor der Linde vorne links ergrimmt er, hadert wild, wüthet, ballt die Fäuste und tobt. Hier hat sie tausendmal mit ihm gesessen, hier hat sie ihm tausend

Eide geschworen! So schön, so lieb und so falsch! Mit dem verfluchten Lumpen von Arlequin! Das Motiv der treuen Liebe und die höhnische Trompete des Arlequin. Er fällt auf die Bank und heult erbärmlich. Dann trocknet und schüttelt er sich und starrt dumpf hinaus. Er kann es noch immer nicht glauben, von ihr nicht glauben, die er so herzlich geliebt und die es ihm so herzlich vergolten. Er denkt an die keusche Güte ihrer schmalen, weichen Miene, an die sanfte Treue ihres frommen Blickes, an die liebe Unschuld ihrer hellen Rede. Er kann, er kann es nicht glauben! Aber sie ist ihm doch fort! Er hat doch den Brief! Er darf nicht zweifeln. Er holt den Brief und weint und wüthet und zerknittert und glättet ihn gleich wieder ängstlich, weil es ja wenigstens ein Andenken ist. Das einzige, das ihm geblieben. Sonst hat er nichts mehr, nichts mehr auf der Welt. Ja — weil er kein Geld mehr hat! Er zeigt die leeren Taschen. Alles für sie verprasst und dann ist sie fort! So sind die Weiber! Was soll aus ihm jetzt werden, ohne sie, ohne Geld, ohne Muth, Freude und Hoffnung? Er sinnt lange rathlos auf der Bank unter der Linde.

Plötzlich, schrill zwischen die scheuen Klagen der irrenden Geigen der freche Ruf des Arlequin. Rechts oben, vom Thore her, erscheinen Arlequin und Colombine. Pantalon springt hastig auf und will ihnen entgegen. Aber er wendet sich wieder und überlegt: Arlequin ist ja viel stärker; Arlequin wird ihn verhauen; dann wird er auch noch ausgelacht. Dann hat er sie erst recht nicht mehr, und noch immer kein Geld und obendrein Prügel. Er kriegt eine ohnmächtige Wuth. Er tobt und windet sich und ballt die Fäuste. Wie sie in die Promenade treten, versteckt er sich hinter dem Gebüsche rechts und lauscht.

Arlequin, bunt und üppig gekleidet, mit eitlen, prahlerischen Gesten, ein rechter Geck und Fanfaron. Colombine,

sehr schlank, sehr schmal, sehr zart, spitze, herbe, kindlich dürftige Formen unter dem weiten, faltigen Gewande. Sie kommen Hand in Hand die Straße herab, von einem langsamen, zierlichen Menuette geleitet: Arlequin leidenschaftlich, eindringlich und pathetisch, Colombine spröde und geziert. Er declamiert von seiner Liebe. Sie liebt ihn ja auch. Er zieht sie heiß an sich. Sie widersteht verschämt. Er will sie küssen. Sie löst sich geschmeidig. Er bettelt und fleht und drängt. Sie betheuert ihre Liebe, aber auch ihre Tugend. Er wird gewaltsam. Sie entflieht. Er hascht sie. Sie weint. Er tröstet sie und schmeichelt ihr. Er will ihr ja doch nichts thun; es wird gar nichts geschehen; sie soll bloß vernünftig sein. Und er wiederholt seine heftige, unverwindliche, närrische Liebe, und wie herrlich sie es bei ihm haben soll, und ein Kerl wie er findet sich nicht alle Tage, und läßt die großen Thaler klimpern. Aber wie er wieder nach ihr greift, entwischt sie ihm wieder, und es ist lange ein munteres Spiel von Werben und Sträuben, von Haschen und Fliehen, von Begehren und Versagen, bis sie sich endlich ergibt. Sie küssen sich lange. Pantalon raschelt im Gebüsche. Sie horchen erschreckt. Sie zeigt auf die Laterne und die Nähe der Stadt. Er zieht sie ins Dunkel der Promenade, wo sie einsam und versteckt ist. Links vorne ab.

Pantalon aus dem Gebüsche rechts. Der Mond löst sich von leichten Wolken. Er gießt ein dünnes, helles, in mildes Grün versponnenes Grau auf die Bäume, über die Wege. Hinten die Thürme und Giebel der Stadt ragen schwarz. Die Laterne scheint gelb, fahl, feindlich. Das Motiv von der leeren Tasche in den großen Accorden der Rast und der Nacht.

Pantalon ist verzweifelt. Es gibt keine Hoffnung und Hilfe. Sie liebt ihn nicht mehr, und ohne sie kann er nicht leben. Sonst freut ihn nichts. Was soll er noch auf der Welt? Ohne Geld und

ohne Liebe! Es hat keinen Sinn. Er will nicht mehr leben. Er holt eine Schnur aus der Tasche, prüft ihre Kraft, sieht, welchen Baum er wählen soll, geht nach der Laterne und will sich erhenken. Es gelingt nicht gleich. Er ist ungeschickt. Er fällt und muss noch einmal versuchen. Der weiche, breite, alte Schlapphut geniert ihn. Er wirft ihn zornig weg. Endlich hat er es, zieht die Schlinge, strampelt noch ein bisschen, schnappt und baumelt. Sein müdes, schlaffes, versunkenes Gesicht ist im schrillen Gelb der Laterne; aber der Leib wird im blassen Silber des Mondes wie ein entrinnender, zerfließender Schatten. So schwankt er im Winde. Das schwere, dämliche, bedrückte Motiv des guten Kerls verkündet die Ankunft des Pierrot.

Pierrot von vorne rechts mit einem Karren, sehr kümmerlich, dürftig und verzagt. Wo die steile Straße beginnt, rastet er eine Weile, dumpf, müde, gedankenlos, ohne Wunsch und Hoffnung, thierisch ergeben. Er rafft sich auf und schiebt den Karren über den Berg, keuchend und mühsam. Vor der Laterne erschrickt er, hält und sieht verblüfft nach der Leiche. Er stellt den Karren weg und zupft den Pantalon. Er will klettern, rutscht aus und schlägt hart nieder. Er steht auf und reibt sich schmerzlich die Nase. Was thun? Die Sache ist nicht so einfach. Aber er kann ihn doch nicht hängen lassen! Er klettert behutsamer und ängstlicher, und es gelingt ihm endlich, die Schnur zu lösen. Der Körper fällt. Pierrot erschrickt, fährt mit dem Kopfe jäh zurück, schlägt an die Scheibe der Laterne, welche klirrend zerbricht, läſst unbesonnen los und plumpst auf den Gehenkten. Er wischt sich schaudernd ab, als ob vom Tode etwas kleben bleiben könnte, und sinnt eine Weile. Er will den Körper nach der Promenade tragen, auf die Bank. Der Körper ist zu schwer. Er leert den Karren und ladet ihn auf. Die Musik vermischt, während er mit dem Karren nach der Promenade

kommt, die Motive der leeren Tasche und des guten Kerls und verspottet beide.

Er legt ihn sorglich auf die Bank und möchte ihn wecken. Er reibt ihn, bläst auf ihn, wischt ihn mit nassem Gras. Endlich reckt sich der schlaffe Leib.

Pantalon erwacht und sieht erstaunt herum, ohne dass er sich gleich recht besinnen könnte.

Große Freude des Pierrot; er ist stolz und selig.

Pantalon erinnert sich. Leise klingt das Lied von der treuen Liebe und der Ruf des Arlequin. Er wendet sich und sieht nach der Laterne. Er wird sehr wild. Nun ist seine ganze Arbeit wieder umsonst. Nun hat er alle Mühe des Sterbens gehabt, ohne den Gewinn des Todes. Nun kann er noch einmal von vorne beginnen. Was braucht der fremde Kerl sich um ihn zu kümmern? Wird er für ihn sorgen? Bringt er ihm seine Colombine wieder? Na also — dann konnte er ihn auch baumeln lassen!

Pierrot findet das ungerecht. Er hat es anders erwartet. Er meint, dass er ihm vielmehr danken müsste.

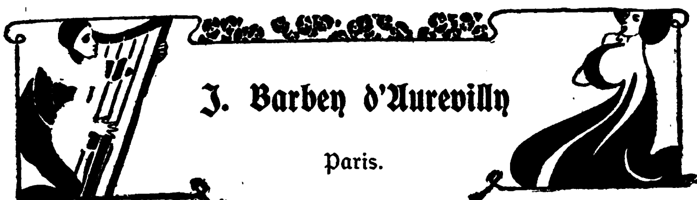
Danken? Das wird ihm Pantalon gleich zeigen, wie er es verdient. Er schlägt ihn mitten ins Gesicht und läuft davon.

Pierrot reibt sich verdutzt die Backe und kann es nicht verstehen. Die Welt ist nicht gerecht. Man hat keinen Dank. Er schiebt den Karren wieder hinauf, hält vor der Laterne und ladet ein.

Das Motiv des Scaramouche. Die Wache kommt von der Streifung zurück. Von vorne links langsam über die Promenade nach dem Fuße des Berges. Scaramouche erblickt den Pierrot, die zerbrochene Laterne und den verlassenen Hut des Pantalon daneben. Die Sache ist verdächtig. Sie halten und berathen. So ein Bösewicht wird oft sehr unangenehm. Es gehört Verstand und Muth dazu. Scaramouche entwickelt seinen Plan. Einer soll

rechts, einer links am Rand der Straße schleichen, heimlich, leise, scheinbar ohne Arg an dem Pierrot vorbei. Oben wenden sie sich und warten, bis Scaramouche mit dem dritten angerückt und also der Verbrecher rings umzingelt ist. So geschieht es. Pierrot ist sehr verwundert, was die Polizei mit den gefällten Bajonnetten will. Es hat sich einer gehenkt, und er hat ihn gerettet. Ja, das kann jeder sagen. Er wird verhaftet. Sie nehmen ein umständliches Protokoll mit ihm auf.

Arlequin und Colombine kommen vorne links zurück, zärtlich verschlungen, girrend und schnäbelnd, selig und müde. Sie betheuern ihre Gefühle und preisen das Glück. Sie werden sich niemals verlassen. Colombine sieht die Gruppe auf der Straße. Sie nähern sich neugierig. Gerade hebt Scaramouche den Hut des Pantalon vom Boden. Sie erkennen ihn und erstaunen. Arlequin läuft hinauf: Was ist das für ein Hut, woher kommt der Hut? Pierrot erklärt es ihm, dass es der Hut des Gehenkten ist, den er gerettet hat. Arlequin schleppt den Pierrot wüthend von der Wache weg vor Colombine. Sie wird sehr zornig. Was geht ihn der Pantalon an? Ein anderes Mal soll er ihn ruhig hängen lassen. Das wäre viel bequemer. Sie prügeln den Pierrot. Die Wache braucht eine Weile, bis sie wieder im Gliede und abgetheilt ist. Arlequin nimmt Scaramouche beiseite, gibt ihm Geld und erklärt die Geschichte. Scaramouche sieht es ein. Er hat gleich gewusst, dass es ein gefährlicher Verbrecher ist. Ihn betrügt man nicht. Aber der soll es büßen. Er wird nichts zu lachen haben. Sie binden ihm die Hände, nehmen ihn in die Mitte und führen ihn stolz nach der Stadt, während Arlequin und Colombine, zärtlich verschlungen und mit vielen Küssen, langsam folgen. Der Vorhang fällt.



Die drei Tassen Thee.

Deutsch von M. v. Berthof.

I.

Ich war allein. — Sie war gestern Abend auf dem Balle in ihrem Kleid von mondscheinfarbigem Atlas. Ein treues Herz, das weiß ich ganz gewiss, in einem unstet schillernden Gewand! Und ich dachte an das opalisierende Kleid, während ich zusah, wie der blassgoldige Thee leicht und brennend in meine Tasse floss — leicht und brennend wie eine erste Liebe.

II.

Nicht Gold — flüssiger Bernstein schien er, so licht war dieser Trank, und darum erblickte ich darin, in meiner verliebten Träumerei, den Wiederschein des schillernden Kleides mit den wechselnden Reflexen. Aber alsbald verdunkelte sich das helle Gebräu in der durchsichtigen Sèvres-Tasse und wurde aus reinem Gold zu grellem Roth — roth wie das Blut eines Mannes, der nicht mehr dabei hält, die ersten Tropfen zu verspritzen, sondern die Fülle seines Herzblutes aus der Wunde einer zweiten Liebe strömen lässt.

III.

Und noch tiefer und herber verdunkelte sich der Thee beim drittenmal und rann langsam in den porzellanenen Kelch — dickflüssig, schwärzlich und dampfend wie das Todesblut des Stieres, das man, wie die Geschichte erzählt, dem König Kambyses zu trinken gab, um ihn zu tödten. Und kein Gold, keine Helle, keinen Glanz und Schimmer gab es nun mehr — nur noch düstern, tiefdunkeln, herben Purpur: die letzte Neige des Herzblutes, die ganze Lebenskraft, die ganze Seele, die loderndste, flammendste Glut des Herzens, das auf dem unverlöschlichen Scheiterhaufen einer letzten Liebe verbrannt wird.

IV.

Und wirst Du es glauben? . . . Ja! Du wirst es glauben: jene dunkle Farbe — die doch so weit von den hellen Tönen des schillernden, neckisch spiegelnden, opalisierenden Atlaskleides entfernt war — erinnerte mich doch am allermeisten an das keusche Gewand des lichtumstrahlten Engels, der mein Leben auf seine Flügel genommen und mich zu seinem Himmel emporgetragen hat.





Bisher erschien:

Secession.
Umschlagzeichnung von Olbrich. 2. Aufl.
Der Franzl. Fünf Bilder eines guten Mannes.
Buchschmuck von Alfred Roller. 3. Auflage.
Rede über Klimt.
2. Tausend.
Wirkung in die Ferne und Anderes.

Die Pantomime vom braven Manne.



Personen:

Pantalon. — Arlequin. — Pierrot. — Scaramouche. — Colombine. — Die Polizei.

Motive:

Das Motiv der Colombine von der treuen Liebe. Ein heiterer, herzlicher, schlichter Walzer, etwa im Geiste der Lanner'schen, wenn er unbegleitet und rein erscheint; aber gerne preciös, geziert und eitel, mit koketten Pirouetten, und als ob er sich selber nicht ernst nähme und ironisieren möchte, dass man das Vertrauen verliert; aber auf einmal wieder in lieben Tönen reiner Einfalt, rührend und fromm, dass man sich immer noch einmal betrügen läßt.

Das Motiv des Pantalon, von der leeren Tasche. Derb, im Tone des Volkes, wie irgendein Lied vagieren=

der Burschen. Neben der Colombine ist es das Platte, Bürgerliche, Gemeine.

Der Ruf des Arlequin. Ein paar jähe, freche Töne, unverschämt hinauf, wie eine Trompete von Hoffahrt und von Dünkel. Grell und brutal, wie rother Mohn.

Das Motiv des Pierrot, vom guten Kerl. Dumpf, mühsam und beladen, wunschlos, ergeben, ohne Trost und Hoffnung, grau und fragend. Es klingt wie der müde, geduldige Trott von spanischen Eseln.

Das Motiv des Scaramouche, von der Polizei. Ein langsamer, holpriger, altväterisch gravitätischer Marsch, landstürmisch und invalide. Im Tone des „Immer langsam voran“.

Das Vorspiel mischt diese Motive, gesellt und trennt sie wieder. Jedes wird erst für sich gezeigt, dann an den anderen verglichen, der Reihe nach. Endlich der steife, hölzerne Marsch der Polizei, das Motiv des Scaramouche. Daneben verklingt der Tag, die Arbeit schweigt, die Stadt beruhigt sich vom Lärm. Man hört die Läden schließen, das stille Gebet der letzten Glocken und den Zapfenstreich. Und schwere, feierliche große Accorde der Rast und der Nacht, unter welchen das Motiv des Scaramouche nur noch wie ein winziger Käfer kriecht.

Der Vorhang auf. Die Bühne ist, mit zierlichen schmalen Wegen und, unter Kastanien und Linden, mit heimlichen Bänken bedeckt, eine heitere Promenade vor der Stadt, zu welcher hinten eine steile, breite Straße führt. Diese kommt aus der zweiten Coulisse links, geht eben quer nach der dritten Coulisse rechts, steigt hier steil quer nach der vierten Coulisse links, wendet sich scharf und verläuft immer steil bergan, nach hinten rechts; an der vierten Coulisse links, wo die Straße sich wendet, ist eine Laterne. Im



Bisher erschien :

Warum der schöne Fritz verstimmt war. Novellen.
Mit Umschlagbild von Rud. Jettmar.

Zimmerherren. Komödie.
(Aufführung von der Wiener Censur verboten.) Mit Umschlagzeichnung von Emil Orlik.

Die Krannerbuben. Komödie.
Mit Umschlagzeichnung von Hans Eisterer.

Der Herr von Abadessa. Ein Abenteurerstück in Versen.
Mit Umschlagzeichnung von Emil Orlik.

Danse Serpentine.

Gedämpfte Geigen singen,
Die Flöten jauchzen darein,
Hernieder auf Aetherschwingen
Senkt sich ein Scharlachschein.

Die Farbe wechselt und schwindet,
Jetzt ist es schmachtendes Blau,
Es gleitet herab und umwindet
Luftzitternd die herrlichste Frau.

Die Glieder wogen und wiegen
Von farbigen Floren umhüllt,
Wie schimmernde Schlangen sich biegen,
Von trunkener Sehnsucht erfüllt.

Und wilder weinen die Geigen,
Erzittert der Flöten Gesang,
Die Glieder sich dehnen und neigen
In mystischem Lebensdrang.

Jetzt ist es träumendes Schreiten —
Jetzt flattert ein Schmetterling,
Der sich im taumelnden Gleiten
In einem Lichtstrom verfieng.

Zum tanzenden Sterngebilde
Verschwimmt sie, zum sprühenden Rad,
Die Wirbelnde, Trunkene, Wilde,
Geküsst von der feurigen Saat,

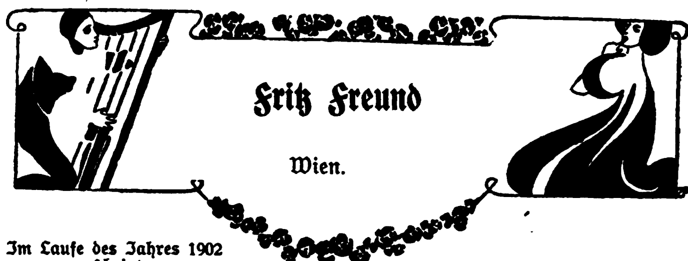
Die ewig in wechselnden Wellen
Auf sie herniederrinnt,
Mit jauchzenden Farbenquellen
Die bebenden Glieder umspinnt.

Und jetzt umhüllt sie das Dunkel,
Ein letztes gespenstiges Licht
Wie fahler Fäulnis Gefunkel
Die schwarzrothen Lippen umflicht.

Noch einmal ein fieberndes Brennen
Der Augen — in lohender Pracht
Zwei Blitze das Dunkel zertrennen,
Und dann verschlingt sie die Nacht.

Du bist die Lust und das Leben,
Die sündenselige Gier,
Der Rausch und die Sehnsucht schweben
Als dienende Geister mit Dir.





Im Laufe des Jahres 1902
erscheint:
Lieder.

Mein rothes, lustiges Schwesterlein.

Seit gestern ist meine Mutter todt.
Nun bin ich allein
Mit meinen beiden Schwesterlein,
Das eine ist braun, das andere roth.
Mein braunes Schwesterchen kennt keine Scham,
Es nimmt mir meinen Bräutigam,
Es lockt und droht,
Und morgen bin ich todt
Aus Gram.

Mein braunes, liebes Schwesterlein
Wird auch nicht lange glücklich sein.
Die rothe Schwester lockt ihn an:
„Du dummer Mann,
Du hast es mir furchtbar angethan.
Ich trug schon lange geheime Qual,
Nun küss' mich heiß viel tausendmal".

Bald denkt meine braune Schwester an mich,
Bald schlummert sie so todt wie ich.

Und ist dann die braune Schwester todt,
Da geht die dritte zum Tanze.
Die dritte Schwester ist frisch und roth
Und strahlt im feinsten Glanze.
Sie küsst ihrem Liebsten wild das Gesicht
Und drückt ihn an sich:
„Du! halte mich!
Mich wirst Du lieben, mich lässt Du nicht!"

Mein rothes, lustiges Schwesterlein
Wird lange, lange glücklich sein.

Landstreicher.

Einer von den wirren Knaben
Bin ich, der sein Geld vertrinkt,
Und des Nachts im Straßengraben
Seine kühnen Lieder singt.

Keine Noth kann mich besiegen,
Denn mein Lied tönt weit herum,
Und die schweren Felder liegen
Tief im Dunkel schwarz und stumm.

Aber wenn ich ausgesungen,
Hab' ich all mein Glück verthan.
Ist der letzte Laut verklungen,
Fängt mein Schmerz zu leben an.

Und ich trage dann im Winde
Meinen wandermüden Leib,
Bis ich wo ein Lichtlein finde
Und ein junges, frohes Weib.



Des Weibes Güte.

Die Mutter bracht' in Herzenspein
Zum Zauberer das Töchterlein.

Er sah's und sprach: „Das arme Kind —
Es wird auf beiden Augen blind."

„Und eine Rettung weißt Du nicht?"
„Entsage selbst dem gold'nen Licht."

„O weiser Mann, Dank tausendfalt!
Nimm mein Gesicht, ach, nimm es bald —

Doch — blende auch den Gatten traut,
Daſs er nicht mein Gebrechen schaut."



Im Herbst 1901 erscheint:

Maskerade. Ein Einacterband.

Verse.

Mit beiden Händen wühl' ich am Rand des Feldes, zwischen Halm und Gras. Da und da — und noch hier. Mohnblumen bind' ich mir an den Hut, große, rothe, satte Blüten. Einen ganzen Kranz . . . .

Die Landstraße läuft vor mir her wie ein helles Windspiel. Blank, heiter — mit ausgeschlafenen Augen.

Der Himmel ist blau und weiß und blau wie ein frischer Alpensee. Und die Bäume zu beiden Seiten so zart und schüchtern und gelblich, als ob's Herbst werden wollte, endlich Herbst — freust Du Dich? Und die Blätter zittern und neigen sich im Morgenwind, der über den Berghang zur Rechten herabstreicht.

Ich gehe zur Stadt zurück.

Ich gehe langsam und zögernd. Jeden Schritt genieß' ich. Keinen Blick auf diese dünnen, blassen Blätterkronen will ich verlieren. Immer dünner und blasser werden sie, je weiter ich schaue. Und immer herbstlicher. Ich gehe zur Stadt zurück . . .

Grell wie flammende Seide schimmern die Blüten auf meinem Hut, den ich in der Hand trage . . .

Dort, zwischen Landhäusern, mündet schon die Straße — siehst Du? Eine Kreuzsäule steht am Rand. Ein Wagen fährt langsam vorbei, wie verschlafen.

Ich gehe thalwärts.

Noch einmal hebt sich das gelbe Korn vom Himmel ab, und der Wagen vor mir schneidet mit einer schönheitsvollen, riesigen krummen Linie ins Unendliche. Dann hüllt mich das Thal wie eine Muschel ein, brausend.

Eine zweite Straße läuft links hinter den Feldern; kommt vom Süden herauf. Ich grüße Dich! Silbern glänzest Du. Wie ein junges Mädchen eilst Du heran und Deine Haare flattern im Wind. Ich grüße Dich.

Mit offenen Armen stürm' ich Euch entgegen. Dir, und Dir, o Morgen, so herbstlich duftend, und Dir, o flimmernde Unendlichkeit, die Du Dein Haupt mir neigst. Mit offenen Armen stürm' ich Euch entgegen. Mit offenen Lippen, ich schenk' Euch meinen Athem. Ich grüße Euch.

Und der rothe, wilde Mohn in meiner Hand! Ein Kranz von flammender üppiger Seide . . . nein, von Feuer, Feuerzungen, Feuerfahnen, dass die Augen trunken werden . . . . nein, nein, ein süßer Feldschmuck — Blumen, Blumen zur Erinnerung, die stolz und glücklich machen.

Ah . . . . . Ah!

So möcht' ich immer leben.

In Morgenspaziergängen auf herbstlichen Landstraßen. Ohne Wunsch und ohne Hoffen. Ohne die Furcht des Hoffens. Und mit rothem, wildem Mohn, einem fliegenden Kranz zur Erinnerung —

Und dann, vielleicht auch so.

Im engen Zimmer, in meinem engen, kahlen Zimmer — aber

ein Bildnis auf dem Tisch, dass ich's g'rad vor mir hab', wenn ich aufblicke. „In kind remembrance to . . ."

Weißt Du, was für eines ich mir wünsche?

Eines mit großen, schwarzen Kirschenaugen und einem kecken, spöttischen Mädchengesicht und einem Reiterhut — Du weißt, woran ich denke! — und mit einer hohen, triumphierenden Geierfeder daran . . . Wie viel Geheimnisse liegen auf dieser unschuldig lächelnden Lippe!

Ich komme von den mittagheißen Straßen, in denen ich mich müde geirrt habe. Ich komme von den Menschen, von den anderen, ach — weißt Du, was das heißt?! Und da leuchten diese kecken, unschuldigen Augen, und diese Lippe tröstet mich trotz ihrer Geheimnisse, und der Federnhut triumphiert, jubelt . . .

Ich denk' an Winterabende in hellen Zimmern und spüre wie damals die Wärme, deren mein Herz voll war wie mit edlem Wein. Ich denk' an romantische Stunden . . . Und höre Stimmen in mir, die singen:

„. . . . . Glühroth ist Dein Gesicht, wie Du jetzt vom Pferde steigst. Und rings ist alles weiß von Schnee. Auch Deine wilden Locken an der Stirn sind weiß verschneit, auch die spöttischen Federn auf Deinem Hut. Durch den Winter bist Du geritten . . . . Du sinkst mir in die Arme, am Gitterthor des Gartens, wo ich auf Dich warte. Du sinkst mir in die Arme und lachst, lachst. Dein Körper jauchzt, ich habe Mühe, dass mir diese schmalen, fiebernden Schultern nicht entschlüpfen . . . Komm! Ich werde diese Lippe küssen, bis sie keine Geheimnisse mehr vor mir hat. Und auf diese Augen mich niederbeugen, dass mich ihr schwarzes Licht umfängt, umzittert wie ein schützender Raum . . . Komm!"

Ich nehme das Bildnis vom Tisch, zu einem langen, verzehrenden Kuss. Und schau' in die lachenden, lachenden Augen. Und

bin geschützt vor dem Leben, vor den Menschen, den anderen . . . vor den lärmenden Gassen bin ich geborgen, wenn Du mir so räthselhaft spöttisch nickst . . . Ich denk' an Dich.

Aah! Zwischen Blumen und Erinnerungen möcht' ich leben. Morgenblumen am Hut, Bilder in der Seele. Gehobenen Schrittes gehen, bewundern, beflügelt sein.

Verstehst Du das?

In Bildern möcht' ich leben!





Bisher erschien:

Die Treue.
Umschlagbild von Fidus.

Meine beste Recension.

Diese Sache könnte ich „künstlerisch vollendeter“ darstellen, wie der schöne Ausdruck heißt. Ich könnte, statt vor mir selbst diese Geschichte zu erzählen, in edler Objectivität einen Dichter in dritter Person auftreten lassen, nicht mich, der ich — Gottseidank! — kein Dichter bin!

Ich habe es mein Lebtag nicht begreifen können, dass die Dichter sich es stets so ruhig, ja gerne gefallen lassen, dass man sie Dichter nannte. Fühlen denn die armen Narren nicht heraus, dass die schwärmerische Phrase: „Sie sind ein Dichter!“ eigentlich nichts anderes heißt als: „Ich brauche Dir also nicht zu glauben!“ Erkennen diese armen Narren denn nicht, dass man sie in den Käfig dieses Titels sperrt, um sie unschädlich zu machen! Immer liegt irgendeine niederträchtige Absicht zugrunde, wenn man Einen einen Dichter nennt .... Ich erinnere mich an einen Abend in Traunkirchen. Wir fuhren, eine Gesellschaft von zwölf oder vierzehn Leuten in schmalen Booten über den See. In jedem Boot fanden nur zwei Leute Platz. Ich stand am Ufer und zertrat vor Er-

regung den knirschenden Kies, während ich wartete, wer in mein Boot stiege, ob es eine junge Dame sein werde, um derentwillen ich dastand und bebte. Sechs Leute waren bereits in den Booten. Angewurzelt stand ich da. „So," hörte ich plötzlich die Stimme der jungen Dame sagen, „Sie steigen mit Fräulein Bertha in ein Boot." Fräulein Bertha war die Gesellschafterin, eine sehr gutmüthige liebenswürdige weißhaarige Dame in schwarzem Seidenkleid. Ich stand da, ich hörte es vielleicht, aber ich fühlte plötzlich Centnerschwere in den Füßen. Nicht wegrühren konnte ich mich. Als jene junge Dame meine grenzenlose Bestürzung merkte, sagte sie mir im Vorübergehen lächelnd: „Sie können mit Fräulein Bertha fahren! Sie können ja träumen! Sie! Ein — Dichter! . . . ."

Nein, weiß Gott, es gibt keinen ärgeren Schimpf, als Dichter genannt zu werden. Hier stehst Du zum Beispiel, hast einer Sache ins Herz gesehen, gehst her und sagst es den anderen. Die anderen hören es, hören es immer deutlicher, wollen Dir schon zustimmen und auf Deine Seite treten. Plötzlich sagt jemand von den Umstehenden: „Das ist ja alles übertrieben. Sie sind eben ein Dichter!" Sofort geht ein kühler Wind durch die ganze Gesellschaft. Keiner hat mehr den Muth, mitzugehen, alle werden skeptisch, vorsichtig, störrisch . . . Aber übertreiben nicht alle erkennenden Menschen? Ist nicht alle Perspective Uebertreibung des Nächstliegenden? Nur, wem nichts nahe geht, der hat nichts zu übertreiben!

Niemals ist noch das Wort Dichter in einer günstigen Wendung citiert worden. Es geht Euch wie den Kindern, die man in der schändlichsten Weise beschnitt, um ihre süßen Knabenstimmen zu erhalten . . . . .

Dichter genannt, das heißt vor allem: Unschädlich gemacht werden! Niemals werde ich jenen betrügerischen Philanthropen vergessen, der allabendlich neben mir im Gasthause „zum rothen Igel"

saß. An seinem Tisch saß gewöhnlich noch ein Begleiter, jedesmal fast ein anderer. Der Philanthrop begann über etwas zu reden. Der andere wollte etwas dazu sagen. Aber der Philanthrop war schon im Flusse der Rede. Er ließ nicht mehr los, er schwätzte, lachte, schrie, war wüthend, schlug auf den Tisch, besänftigte sich wieder, kam wieder ins Toben. Kurz: der andere konnte nicht zwei Sätze vorbringen. In einer frech despotischen Weise beherrschte der Philanthrop das Gespräch .... Ich kann nicht sagen, wie sehr mich dieser Philanthrop erbitterte. Trotzdem ich ihn nicht kannte und trotzdem ich sonst ein höflicher Mensch bin, hätte ich ihm am liebsten zugeschrieen: „Halt das ....!" Damals sagte ich zu einem Freund: „Siehst Du, der gilt für einen Philanthropen. Als ob nicht vor allem jeder Menschenfreund eines können müsste: Zuhören! Zuhören, das ist eigentlich die einzige Beschäftigung des Menschenfreundes. Mehr braucht er nicht zu können! Es ist alles .... Und dieser Kerl, der im Gespräch den anderen niederwirft, auf ihm herumtrampelt, ihm das Knie auf die Brust setzt und zu dem Wehrlosen redet, redet, redet, das soll ein Philanthrop sein?" Ein Jahr später wurde dieser Philanthrop wegen einer Reihe kleiner, ganz gemeiner Schwindeleien, an armen Teufeln verübt, verhaftet. Meine Diagnose stand schon ein Jahr früher fest, als ich die Verbrechen sah, die er im Gespräch verübte. Wer hätte mir und meiner psychologischen Diagnose geglaubt? Niemand. Im besten Falle hätte man es für dichterische Uebertreibung gehalten. Ich bin aber, zum Teufel, kein Dichter. Ich pfeife für alle Ewigkeit auf dieses verdammte Wort. Mir gelingt vielleicht dann und wann eine richtige Diagnose dort, wo mancher andere vielleicht nicht einmal recht die Krankheitssymptome sieht. Das ist alles.

Es versteht sich also, dass mir auch alle literarischen Recensionen herzlich gleichgiltig sind! Ich will auf Menschen wirken, nicht

auf Schreiber! Nur einmal im Leben hab' ich eine Recension erfahren, die mir Freude machte, und das war eigentlich gar keine Recension, sondern es waren nur ein paar Worte von jemandem, der gar nicht wusste, dass ich sie hörte. Es war in einer Arbeiterversammlung, in die ich von einem socialistischen Blatte als Berichterstatter geschickt wurde. Der Saal war gesteckt voll. Mitten durch den eng gefüllten Saal wanderten die Colporteure und legten Bücher, Zeitungen, Revuen zur Ansicht auf die Tische . . . . Der Zufall wollte es, dass auf einem Tisch, an dem ich gerade vorübergieng, eine Zeitschrift lag, in welcher ich einen übrigens recht schlechten Aufsatz veröffentlicht hatte. Ich sah, wie ein Arbeiter, dem Aussehen nach ein Maurer, das Heft in die Hand nahm, das Inhaltsverzeichnis durchlas, und ich hörte, wie er seinen Nachbar, auch einen Maurer, fragte, indem er auf das Blatt wies:

„Du! Der Stefan Großmann, das ist unser Großmann?"

Das war ganz einfach gefragt. Es hieß selbstverständlich nicht „unser" Großmann, so wie man — von dem Unterschied ganz abgesehen — sagt, „unser" Schiller, „unser" Waldersee usw. usw., sondern das war ein ganz selbstverständliches „unser", etwa so, wie Kinder ihre Mutter fragen: „Du! Ist das unsere Bäckerei?"

Aber ich kann gar nicht sagen, wie warm mir diese selbstverständliche Frage machte. Es ist die unerwartetste, aber die wertvollste Recension, die ich je erfuhr. Sie galt gewiss nicht meinen „künstlerischen" Affectiertheiten. Sie war ganz unverdient günstig. War ich denn je so sehr der redende M u n d, das O r g a n der A n d e r e n, um diese einfache Frage zu verdienen? Hatte ich mich nicht selbst hundertmal künstlich isoliert? . . . Immerhin, die Frage war gefragt! Ich werde Dir, nachsichtiger Frager, an jedem Tage meines künftigen Lebens Antwort geben!



Im Laufe des Jahres 1902 erscheint:

Couplets.

Die drei Gehörnten. Ballade.

Es saßen drei Gehörnte
Im Winkel an der Wand,
Sie hatten eine entfernte
Aehnlichkeit miteinand.
Ließ keiner die andern hören,
Mit wem und wann und wie —
Ein jeder wollte erklären:
Warum er ihr verzieh.

Der Eine seufzte: Die Kleinen —!
Ein Vater ist doch schwach,
Sie konnte so rührend weinen,
Die Kinder weinten ihr nach.
Die Kinderchen, die süßen,
Warum auch sollen die
Für jenen Dritten büßen?
So dacht' ich und verzieh.

Der Nächste sprach: Ihren großen
Jammer um jenen Mann,
Der sie dann schnöde verstoßen,
Sah ich ergriffen mit an.
Da war mein Zorn zerstoben,
Ich hab' aus der Schande sie
Zu mir emporgehoben,
Indem ich ihr verzieh.

Der Letzte lächelt verbissen:
Von meinen Pistolen zuhaus
Sucht' ich nach bestem Wissen
Die tadelloseste aus
Und zielt und wollte eben — —
Da rutscht' sie her auf den Knien
Und bettelt um ihr Leben,
Die Waffe legt' ich hin

Und hab in kalter Härte
Mir bessere Rache geschafft
Mit einer Reitergerte,
Voll Schmeidigkeit und Kraft.
Ihr Leib war ganz umsponnen
Von Striemen roth und blau,
Dann kam das Blut geronnen
Und — — — — — —
ich verzieh der Frau.



Im Herbst 1901 erscheint:

Frieden. Eine dramatische Legende.

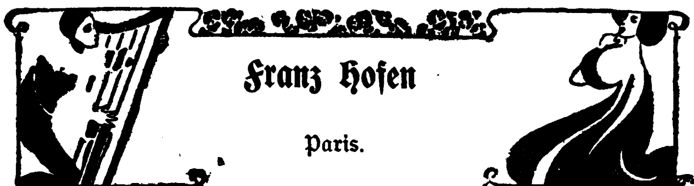
Im Laufe 1902 erscheint:

Mutter Sorge. Volksstück.
Die Politiker. Komödie.
Neue Märchen.

Die Poesie.

Ich wohn' in einem düstern Haus,
Geschlossen sind die Fenster,
Und drinnen spukt in Nacht und Graus
Unheimlich wilder, toller Braus,
Die wilden Gedankengespenster.

Da kommt mein stilles Lieb gar sacht,
Die Laden aufzuschließen,
Dass sich die holde Frühlingspracht
Blühend und funkelnd in die Nacht
Des Herzens kann ergießen.



Franz Hofen

Paris.

Im Laufe des Jahres 1902 erscheint:

Das thut man nicht. Dialoge.

In heikler Sendung.

Nelly, 29 Jahre alt. Die einstige Statistin ist nicht jünger geworden. Aber sie glänzt noch immer in der Schönheitengallerie des Berliner Capitaletheaters. Sie hat nach wie vor verblüffende Toiletten, die in jedem Gesellschaftsact der modernst-französischen „Bühnendichtungen“, wie sich der famose „Börsenbote“ ausdrückt, berechtigtes Aufsehen erregen. Allerdings, es ist nicht zu leugnen, die Herrenwelt sieht auf zu . . . Nellys Décolleté, wenn sie von diesen halbweltbedeutenden Brettern die Zuschauer mustert, ob sie gut sind . . . Das oben genannte Specialorgan hat also vollkommen recht, sich mit den Coursen dieser Liebesbörse eingehend zu befassen. Wie Nelly sonst noch heißt, weiß auch heute, zwölf Jahre nach ihrem Erscheinen in der Lebechronik der Reichshauptstadt, niemand. Aber Nelly ist bekannt, sie ist eine Station in der Entwicklungsgeschichte jedes Lebejünglings, der etwas auf sich hält.

Im Augenblicke sitzt sie auf einem bequemen Fauteuil in ihrem Schlafzimmer und pfeift vor sich hin, während Madame Fournier, die bekannte Manicure, eine Pseudo-Französin aus Straßburg, sich

ihren rosigen Nägeln zu schaffen macht. Nelly hat ein griechisches Peplum an, ein Phantasiecostüm ersten Ranges, dessen Modell sie auf der Pariser Weltausstellung entdeckt hat. Dieses Kleid ist so ziemlich das Maximum von suggestiver Hülle. Bertha, die Zofe, tritt ein und meldet:

„Ein Herr wünscht das gnädige Fräulein . . .“ Aber Nelly ist sehr ungnädig, sie läßt das Mädchen nicht ausreden und ruft mit zankend-kreischender Stimme: „Du dumme Gans, erstens bin ich nicht zu sprechen, das habe ich dir heute schon tausendmal gesagt, zweitens hast du mich nicht gnädiges Fräulein zu nennen, das ist Blödsinn, ich heiße Madame, verstehst du; Madame (zu Frau Fournier) das hat mir mein Herr Directeur empfohlen . . (zu Bertha fortfahrend) und drittens weiß ich gar nicht, wer der Herr ist. Wenn er mich kennt, soll er die alberne Anmelderei lassen . . . Ach, es ist schauderhaft!“

Sie steht auf; diesen Augenblick benützt die Manicure, der solche Gewitterstimmung auf die Nerven geht, um sich französisch zu drücken. Nelly steht einen Moment lang am Fenster und sieht auf den Thiergarten hinaus. (Sie hat nämlich seit drei Jahren eine Villa, die sie mit ihren Dienstboten und wechselnden Anbetern bewohnt.) Dann wendet sie sich kurz um und fragt Bertha: „Hat er eine Karte abgegeben?“ Auf das bejahende Zeichen der Zofe entreißt sie dieser ungeduldig den kleinen Carton und liest:

Christoph, Prinz zu Hecht-Forstberg

M. d. H.

Dann stößt sie einen Pfiff der Bewunderung aus. Dann wirft sie einen raschen Blick in den Spiegel und sagt mit dem hoheitsvollen Tone der Bühnenkönigin:

„Ich lasse bitten!"

Die Zofe verschwindet. Nelly dreht rasch einige Photographien eines schneidigen jungen Mannes, die Wand und Consolen schmücken, um, eine letzte Prüfung der Toilette, dann nimmt sie in gesucht nachlässiger Haltung in einem weiten Lehnstuhl an dem breiten vielscheibigen Fenster Platz und eine Nummer von „La Vie Parisienne" zur Hand. Es klopft. Auf „Bitte, sans gêne" tritt der Besucher in forciert sicherer Haltung ein. Der Prinz.

Christoph v. Hecht ist fünfundfünfzig Jahre alt. Er sieht auf zwanzig Jahre jugendlicher Solidität und auf fünfmal sieben fette Jahre wilden Bummelns zurück. In der letzten Zeit hat er gewaltig stoppen müssen. Sein Gesicht ähnelt dem gelblichen Glacéleder eines ziemlich zerdrückten Handschuhs. Der Bart ist im Geschmack der vorhabyschen Zeit, à la Bismarck, gestutzt. Wie festgewachsen sitzt im rechten Auge ein Monocle ohne Schnur. Die Haare werden schon bedenklich dünn. Christophs Gestalt ist hoch und knochig, fast dürr, der Typ, den gewisse Familien seit der Raubritterzeit treu bewahrt haben. Sein Organ besitzt den schrillen, quäkigen Ton früherer Cavallerie-Officiere, die sich die Stimmbänder beim Citieren von „Knigges Umgang mit Menschen" verzerrt haben. Nur sein Auge zeigt eine müde Jugendlichkeit. —

Christoph (mit einer tiefen Verbeugung): Meine Gnädigste!

Nelly (hat sich halb erhoben, mit grüßender Handbewegung und einem freundlichen, ganz klein wenig spöttischen Lächeln, das ihre wohlconservierten Zähne zeigt): Durchlaucht!

Christoph: Mein Name dürfte Ihnen nicht unbekannt sein! Ja, ha, ha, haff (durch diese drei letzten Silben soll ein eigenthümliches Schnaufen verewigt werden, das wie die erstickten Bellversuche eines Hundes, der außer Athem ist, klingt), Sie kennen den Namen Hecht-Forstberg höchstwahrscheinlich.

Nelly (unbefangen): Allerdings, es ist ja ein sehr guter Name. Ich kenne viele Herrschaften aus dem Gothaer . . .

Christoph (malitiös): — sehr genau.

Nelly: Ich hatte mehrfach . . . das . . . Vergnügen! — Wollen Sie sich nicht setzen, Durchlaucht?

Christoph (kurz): Ich bin nicht müde. Ich kann mich auch nicht lange aufhalten.

Nelly: Das ist schade. Ich glaube es wohl, Sie sind nicht müde . . . wie sollte ein so frischer Herr . . .

Christoph (reckt sich geschmeichelt): Na ja, also ich nehme Platz, wie Sie wollen (setzt sich Nelly gegenüber). Was mich zu Ihnen führt, ist peinlich. Es ist eine fatale Aufgabe, die ich als Chef des Hauses Hecht-Forstberg übernehmen musste. Uebrigens werden Sie sich ja wohl denken können, um was es sich handelt . . . Na ja, Sie verstehen mich schon, ha, ha, haff . . . ha, haff . . . haff!

Nelly: Wollen Sie vielleicht wegen Ihres Neffen mit mir Rücksprache nehmen?

Christoph: Ja, das ist es, ich meine . . . und ich trage Ihnen diese meine Meinung im Namen unseres ganzen Hauses vor.

Nelly (ungläubig): Des ganzen?

Christoph: Na natürlich mit Ausnahme des verwünschten Bengels, . . . (für sich) der übrigens hier mal 'nen ausgezeichneten Geschmack gezeigt hat . . .

Nelly: Wie meinen?

Christoph: Nichts, nichts. Das heißt, ich meine, das ... Verhältnis zwischen Ihnen und Fred hat nicht den geringsten moralischen Hintergrund!

Nelly: Ich will diese Thatsache nicht bestreiten.

Christoph: Er stürzt sich in Schulden, er vernachlässigt seine Pflichten als Officier ...

Nelly: Er ist eben jung.

Christoph: Er ist auf dem besten Wege, zugrunde zu gehen, wenn nicht Abhilfe geschaffen wird.

Nelly: O, Sie sind hart! Aber ich gebe zu, in seiner Unerfahrenheit nimmt er die ... Dinge zu ernst, sie erfüllen sein ganzes Denken, das er für seine Carriere braucht. Habe ich nicht recht?

Christoph: So ziemlich, obwohl Sie sich seine Pflichten als Cavallerist wohl zu anspruchsvoll vorstellen. — Also, ich kam zu Ihnen ...

Nelly: Um Reminiscenzen aus der „Dame mit den Camelien“ aufzufrischen.

Christoph (für sich): Für eine Gefallene ist sie gerade nicht auf den Mund gefallen! (Laut): Ich wollte Ihnen einen sehr annehmbaren Vorschlag machen ...

Nelly: Ein Abfindungssumme also.

Christoph: Ja, ich wäre bereit ...

Nelly (mit scheinbarem Interesse): Nun, Durchlaucht, wie viel wäre Ihnen, beziehungsweise dem Hause Hecht-Forstberg, die ... Ruhe Lieutenant Freddys wert?

Christoph: Na, sagen wir mal: Zwanzigtausend Mark!

Nelly (à tempo): Wöchentlich?

Christoph (fährt, wie von der Tarantel gestochen, vom Stuhle auf, in den er gleich darauf zurücksinkt, ganz fassungslos):

Wa . . . wa . . . was? . . . Das ist doch . . . Ha, ha, haff . . . ha haff . . . haff!

Nelly (ruhig): Freddy würde mir noch mehr zu Füßen legen, wenn ich es wünschte . . . Uebrigens war es nur ein Scherz, dass ich Sie ausreden ließ. Auf keinen Fall, um keinen Preis trenne ich mich freiwillig von meinem Freunde. Ich liebe ihn, nicht sein Geld . . .

Christoph (achselzuckend): Sie nehmen nur letzteres auch mit in . . . Kauf! . . . Nun schön, wenn Sie den Jungen lieben, so thun Sie ihm mit ihrer Hartnäckigkeit einen schlechten Gefallen. Ich werde es erwirken, dass er in eine kleine Provinzgarnison versetzt wird, wo er Vernunft annehmen wird.

Nelly(heroisch): Ich werde alles aufgeben und ihm in die Verbannung folgen. So leicht trennen Sie uns nicht, Durchlaucht.

Christoph: Mein Fräulein, Sie zwingen mich, was ich bedaure, Ihnen, einer mir sehr sympathischen . . Künstlerin, zu sagen, dass Sie im äußersten Falle einfach aus Deutschland ausgewiesen werden. Vergessen Sie nicht, Sie sind Oesterreicherin.

Nelly: Oho, so rasch geht denn das doch nicht.

Christoph: Bei unseren Connexionen . . . Sie scherzen!

Nelly: Ich habe auch Connexionen, Durchlaucht, sehr, sehr hohe sogar. Sie würden sich wundern, wenn ich Ihnen Namen nennen würde, zum Beispiel den Prinzen . . . Na, ich will lieber nicht indiscret sein!

Christoph: Sie wollen also den Kampf (er steht auf) . . . bis aufs Messer, wissen Sie, das ist eine Unverfrorenheit!

Nelly (erhebt sich gleichfalls, sehr liebenswürdig): Ohne gleichfalls unhöflich sein zu wollen, möchte ich Sie bitten . . . Ich muss nämlich in . . . zwei Stunden zur Probe . . .

Christoph (für sich): Sie wirft mich heraus! (Laut): Sie werden es bereuen, Fräulein, dass Sie nicht entgegenkommender waren . . . ha . . . ha . . . haff!

Nelly: Sie auch. (Sie lächelt immer liebenswürdiger.) Leben Sie wohl!

Christoph: Donnerwe . . . (für sich): Tolles Weib! (Während sie ihn zur Thüre geleitet, wendet er sich plötzlich um und gibt ihr einen Kuss.) Schneidige Person!

Nelly (die, sachverständig, wie sie ist, die Sache kommen sah, scheinbar überrascht): Aber . . . aber . . . Christoph!

Christoph (für sich): Nun nennt sie mich Cristoph!

Nelly: Sie sind 'n doller Heidel . . . Hör' mal, du . .! . .

Christoph (stolz): Nicht wahr! . . . Ich kann noch viel „doller" sein . . . (Er tritt den Beweis der Wahrheit an.)

Eine Stunde später sitzt Nelly an ihrem zierlichen Schreibtisch und wirft rasch, mit unbeholfenen Buchstaben, die folgenden Zeilen auf einen Briefbogen:

„Mein süßer Freddy!

Dein Onkel hat mir klar gemacht, dass meine Extravaganzen Deine Casse ruinieren. Ich werde Dir keinen Pfennig mehr kosten, mein Liebling! Er kommt von nun an für alles auf, der alte Affe! Komm in die Arme Deiner

Nelly."



Bisher erschien:

Das grobe Hemd. Volksstück.
Umschlagzeichnung vor Emil Orlik.

Martins Ehe. Novelle in Briefen.
Umschlagzeichnung von Hans Eisterer.

Demnächst erscheint:

Das große Kasperltheater.

Das liebe Ich. Volksstück.
Buchschmuck von Prof. Kol. Moser.

Mondlicht.

Reinhold Benders bester, vielleicht einziger Freund hat mir die Geschichte erzählt, sonst würde ich sie, meiner Treu, nicht glauben und auch nicht weitergeben. Denn ich liebe es nicht, dass man mir anscheinend gläubig zuhört und dann hinterher den Kopf schüttelt: Der Kerl hat uns wieder einmal blau anlaufen lassen, er lügt ja wie gedichtet! Ich nenne also meine Quelle: den Wundarzt Knorr, den alle kennen, und den sie fragen mögen, ob ich was hinzugedichtet habe oder nicht.

Knorr und Bender waren Jugendfreunde. So verschiedene Wege das Leben sie auch geführt hatte, sie hiengen mit fast rührender Liebe aneinander, bis das Schicksal — —, aber das ist ja eben die merkwürdige Geschichte, die Knorr mir erzählt hat. Eines Tages war Reinhold Bender nämlich verheiratet, in aller Form rechtsgiltig verheiratet und — wusste nicht zu sagen, wie das gekommen war.

Um diese seltsame Thatsache zu begreifen, muss man ihn allerdings genau gekannt haben. Als der erste deutsche Lustspieldichter den ersten unmöglichen deutschen Gelehrten auf das Theater brachte, hat er Reinhold Bender offenbar vorausgeahnt. Der deutsche Lustspielgelehrte wird bekanntlich seit Bühnengedenken nach einem und demselben Recepte hergestellt: Man nehme . . . .!

Nun, all' die Ingredienzien dieses famosen Receptes fanden sich in dem guten Reinhold harmonisch vereint. Klein und unansehnlich von Gestalt, linkisch im Verkehr mit der Welt, den Kopf vollgepackt mit einer unheimlichen Menge von Fachwissen, unpraktisch bis zur Kläglichkeit, wenn es sich um die einfachsten Handgriffe im täglichen Leben handelte, büchersüchtig, unordentlich, dabei aber über die Grenzen der Glaubhaftigkeit hinaus gutmüthig und — zerstreut! Na, also, zerstreut war er für einen Newton, Humboldt oder Darwin, das muss wahr sein.

Und nun bitte ich: dieses unselige Menschenkind verläßt eines Abends seine Foliantengruft und geht auf die Straße. Es ist Sommerszeit, so zwischen Juni und Juli, die Stadt ist schon ziemlich menschenleer, weil alles, was davonlaufen kann, ins Freie geeilt ist, um frischere Luft zu schnappen, und unser Reinhold wandelt in den stillen Gassen, träumend mit offenen Augen, wie das so seine Gewohnheit ist. Plötzlich spürt er, dass er auf etwas Lebendiges getreten sein muss, denn das Getretene rührt sich, winselt, heult und beißt ihn schließlich in den Stiefel. Er erschrickt, gelangt aber nach einem reiflichen Ueberdenken des Vorgefallenen zu der Erkenntnis, dass er einen Hund auf den Schwanz oder auf die Pfote getreten haben dürfte. Und zwar einen kleinen, schwächlichen Hund, nach dem Tone des Winselns und nach der Harmlosigkeit des Bisses zu urtheilen. Höchlich zufrieden, diese zutreffende Erklärung des Abenteuers so rasch gefunden zu haben, entschuldigt er sich höflich bei dem

Thiere und will sodann seinen Weg fortsetzen, wird hieran aber von einem zweiten Lebewesen verhindert, das sich mit lebhaften Geberden und lautem Gezänk vor ihm aufpflanzt. Eine nähere Besichtigung des Weghindernisses ergibt, dass es ein menschliches Wesen ist, und zwar — wenn nicht alle Anzeichen trügen — ein weibliches. Der ungewohnte Anblick der dräuenden Gestalt erschreckt den guten Reinhold ungefähr so, wie der brave, alte Raupach'sche Hustenmüller zu erschrecken pflegt, wenn er sich selbst im Zuge der Todten des Jahres erkennt, oder wie der arme, kleine Vogel flügelgelähmt wird, wenn er die Schlange erblickt, die ihn verschlingen wird: es ist die Wucht des unabwendbar heranrückenden Schicksals, die da so vernichtend wirkt. Das Beispiel mit der Schlange ist hier übrigens das zutreffendere. Die Schlange schillert bunt — Fräulein Elvira schillerte auch bunt. Und was ihr Zünglein betrifft — — nun, man muss gerecht sein. Ami war ihr Lieblingshund (schon deshalb, weil er ihr einziger war!), ein niedliches kleines Thierchen, das sie aufgezogen und dem sie all die Liebe geschenkt hatte, die eine Jungfrau in reiferen Jahren bei etwas stärkerer Ueberproduction in diesem Gefühlsartikel mangels Absatz aufzuspeichern pflegt.

Ein Wort gab das andere — das heißt, bei Fräulein Elvira, denn Reinhold war viel zu verblüfft, um etwas anderes thun zu können als sich instinctiv vor dem Redeschwall der beleidigten Hundeherrin zu beugen. Gleichviel, die Bekanntschaft war gemacht. Sie führte unseren Helden auf mannigfach verschlungenen Pfaden eines trüben Vormittags in die Sacristei der Kirche, die dem heiligen Carolus Borromäus gewidmet ist, woselbst der gute Reinhold der dringenden Einladung, seinen Namen in ein dickleibiges Buch einzutragen, keinen stichhältigen Ablehnungsgrund entgegenzusetzen vermochte, und von hier aus — immer noch anscheinend ganz harmlos — weiter an den Altar besagter Kirche, allwo er auf eine an ihn

geſtellte Frage ſchon deshalb mit einem lauten, vernehmlichen Ja! antwortete, weil ihn der würdige alte Frageſteller dabei ſo freundlich und erwartungsvoll anblickte, daſs er in ſeiner angeborenen Gutmüthigkeit es niemals übers Herz gebracht hätte, eine ſo vertrauensvolle Erwartung zu täuſchen.

Einigermaßen überraſcht [illegible] er allerdings, als unmittelbar nach dieſer kleinen Höflichkeit ſeinerſeits einige ältere Damen ihn ſtürmiſch und unter Thränen der Rührung an ihre reſpectiven mehr oder weniger wogenden Buſen drückten und Fräulein Elvira ihm, als er von all dem noch betäubt und verwirrt daſtand, plötzlich laut aufſchluchzend um den Hals fiel, wobei ſie ſeinen Hemdkragen verknitterte und ihm gleichzeitig gereizt zuflüſterte: „So küſſe mich doch endlich! Die Tanten ſchauen ſchon!“ Ich kann nicht dafür einſtehen, ob ihm das Bewuſsſein ſeiner Lage bereits in dieſem kritiſchen Augenblicke aufdämmerte, nach ſeinen eigenen, übrigens ziemlich verworrenen Erinnerungen trat dieſes Ereignis jedenfalls einige Stunden ſpäter beſtimmt ein, als er nach einem kräftigen Mahle zu ſeinen geliebten Büchern heimkehren wollte und hieran mit dem Bedeuten verhindert wurde, daſs es nunmehr Zeit ſei, nach dem Bahnhofe zu fahren. Da ihm dies ſozuſagen amtlich als ein in Rechtskraft erwachſenes Urtheil mitgetheilt wurde, muſste er ſich natürlich fügen.

Wie er ſeinem Freunde ſpäter erröthend geſtand, verlief die Hochzeitsreiſe, auf welche ſeine Frau ihn mitgenommen hatte, bis auf einige kleine Zwiſchenfälle, ganz angenehm. Nur ſein Studierzimmer fehlte ihm manchmal, und der bequeme Hausrock und die liebe alte Lampe, die gelegentlich wohl einen brenzlichen Geruch verbreitete, ſonſt aber — —

Ach Gott! Als er heimkehrte, fand er die Lampe nicht mehr. Oder vielmehr, er fand ſie endlich, aber ſchmählich degradiert, zu gemeinem Dienſte an einen Ort verſetzt, der . . . . na, kurz und

gut, dieses Wiedersehen drückte ihn nieder. Auch sonst war alles verändert. Aus seiner gemüthlichen Studierstube mit den hoch aufgestapelten Büchern und Scharteken, dem alten, wurmstichigen Schreibpult, dem verschlissenen Lederstuhl und den gewohnten, rauchgebräunten Wänden war ein vornehmes Arbeitszimmer im Stile der Möbelausstellungen geworden, mit einem geschnitzten Schreibtische, an dem man vielleicht Liebesbriefe, aber gewiss keine gelehrten Abhandlungen schreiben konnte. Dahin die behagliche Enge, dahin die köstliche, ihm so vertraute Unordnung, dahin der ganze Zauber der gewohnten, so angenehm stauberfüllten Atmosphäre!

Er versuchte, zu remonstrieren. Vergebens! Madame war unerbittlich.

„So sieht das Zimmer eines Gelehrten aus!“ erklärte sie mit einer Entschiedenheit, gegen welche es keine Berufung gab.

„Wenn man so furchtbar viel studiert hat wie Du, muss man das doch auch den Leuten zeigen!“ decretierte die Gnädige weiter, und so wurde Reinhold jede Woche einigemale in einen Frack gesteckt und in Gesellschaften geführt, in welchen man ihn bestaunte wie ein fremdländisches, höchst seltsames Thier. Dann musste er in einer Damenakademie Vorträge halten. Er hatte niemals öffentlich gesprochen und litt wahre Höllenqualen vor, während und nach diesen Vortragsstunden. Nur wer das Lampenfieber kennt, weiß, was er litt. Aber seine Gattin kannte keine Nachsicht mit derlei kindischen Schwächen. Er musste die Ergebnisse seiner Studien darauf hin sichten, allgemein verständliche Partien auszuscheiden und in Zeitungen als Feuilletons drucken zu lassen. Das war ihm vorher, wenn andere es thaten, stets als ein wahrer Greuel erschienen, eine Profanierung des Heiligsten, eine Entweihung der hohen, hehren Wissenschaft. Und nun musste er selbst seine Hand zu solch tempelschänderi-

schem Thun bieten, wollte er nicht häusliche Scenen heraufbeschwören, die ja doch mit seiner jammervollsten Niederlage endeten.

„Man muss von Zeit zu Zeit Deinen Namen lesen, sonst kommst Du nie zur rechten Berühmtheit!" entschied Frau Bender in ihrer bestimmten Weise.

Er klagte sein bitteres Leid heimlich dem alten Jugendfreunde, der Mitleid mit ihm empfand und der gewaltthätigen Hausehre des guten Reinhold höflich zu verstehen gab, dass ihr Gatte in der ernsten Gelehrtenwelt ohnedies einen vortrefflichen, hochgeachteten Namen besitze, nach anderer Berühmtheit aber nicht geize, auch nicht darnach geartet sei, solche zu erwarten. Da kam der Freund aber übel an.

„Die Berühmtheit meines Mannes ist meine Sache!" erwiderte sie gereizt. „Was er will oder nicht will, hat damit gar nichts zu thun. Ich mache ihn erst für die Welt zum Gelehrten, ich gebe seinem Namen den Vollklang des Ruhmes, ich hebe ihn zu der Höhe empor, die ihm gebürt. Sein Wissen ist dabei nur eine der vielen Voraussetzungen für die Carriere, bei weitem nicht die wichtigste. Er hat nur stille zu sitzen und zu arbeiten, ich denke für ihn. Er leuchtet nur, weil ich ihm das Licht gebe!"

Knorrs Intervention war damit endgiltig abgelehnt, er selbst auch. Und das gründlich. Die Gnädige war in diesem Falle sogar so ungnädig, dem Jugendfreunde anzudeuten, dass die geänderte gesellschaftliche Stellung ihres Gatten selbstverständlich eine entsprechende Aenderung in seinem Umgange bedinge. Der Wink war deutlich, zu deutlich, um nicht befolgt zu werden.

So musste der arme Reinhold um seiner Berühmtheit willen auch den einzigen Freund entbehren, an dem er mit allen Fasern seines Herzens hieng. Auch Feuilletons schrieb er weiter. Nur las er sie nicht, wenn sie erschienen. Das vermochte er bei allem Gehorsam denn doch nicht über sich zu bringen.

„Ich will wenigstens die Augen schließen, wenn ich am Schandpfahl stehe!“ sagte er sich schaudernd.

Seine Frau lächelte mitleidig auf den Hyperempfindlichen herab.

„Man muſs noch ganz andere Dinge über sich bringen!“ meinte sie achselzuckend. Aber sie zwang ihn nicht, seine Arbeiten zu lesen. Darin war sie wohlwollend, bis zur Nachgiebigkeit.

Dagegen muſste er eines Tages zu einer auf der Durchreise begriffenen Hoheit, deren kurze Anwesenheit in der Stadt Frau Bender sofort ausgekundschaftet hatte. Der fürstliche Herr war ungemein gnädig. Er habe schon viel Schönes von Reinhold gehört! versicherte er herablassend. Beim Abschied fragte er leutselig, ob Monsieur wieder was Neues schreibe?

„Hoffentlich wieder etwas recht Lustiges? Ich liebe das Lustige.“

Ehe Reinhold sich von seiner Verblüffung erholen konnte, war er bereits huldvollst entlassen. Die kleine Verwechslung hinderte glücklicherweise nicht, daſs ihm noch am selben Tage der Ritterorden vom grünen Pfau verliehen wurde. Seither fand Reinhold in jedem Rock, den er anziehen wollte, unweigerlich das grüne Bändchen im Knopfloch. Auch im Hausrock. Man konnte nicht wissen . . .!

So gieng es weiter. Titel und Auszeichnungen fielen ihm zu, die illustrierten Blätter brachten sein bis zur Unkenntlichkeit getroffenes Bild, und schließlich wurde er sogar durch ein Jubiläum überrascht, das er feierte, dessen Veranlassung ihm aber bis an sein seliges Ende ein dunkles Geheimnis blieb. Aber es war ein schönes erhebendes Fest, an welchem „die Gebildeten aller Stände“ sich betheiligten, wie die Führer mehrerer Abordnungen gelehrter Vereine ihm auf das bestimmteste versicherten. Der Himmel allein kann

wissen, welche Ehren dem Aermsten noch zugefallen wären, wenn er der rastlosen Thätigkeit seiner weltklugen Lebensgefährtin nicht unerhörterweise plötzlich ein entschiedenes Halt! entgegengesetzt hätte. Es war das erste Zeichen von Energie, das er gab, aber auch das letzte: er legte sich hin und starb.

Und starb! Der Undankbare! In seines Ruhmes Männerblüte! Frau Reinhold war untröstlich. Sie veranstaltete zwar ein Begräbnis, das einen vollen Nachmittag hindurch die Stadt in Athem hielt, sie veranlasste sodann auch noch eine Gedächtnisfeier mit schwungvollen Reden, veröffentlichte Briefwechsel des Verstorbenen mit großen Zeitgenossen, und als dieser nicht mehr besprochen wurde, einen Briefwechsel mit kleineren Zeitgenossen, einen Band „nachgelassener Schriften“, ein Heftchen „Lichtstrahlen“ aus seinen Werken und schließlich sogar „Jugendgedichte“ — aber all das hielt doch nur eine Weile vor. Und endlich kam der Tag, an dem die letzte Möglichkeit erschöpft war, den Namen des Verewigten in Notizen und Notizchen auszuschroten, die befreundeten Redacteure begannen schwierig zu werden und von mangelnder Actualität zu sprechen. Ein Versuch, ihm ein Denkmal setzen zu lassen, scheiterte an der Gleichgiltigkeit der schnöden „Gebildeten aller Stände“, die sich mittlerweile einem neu aufgehenden Sterne zugewendet hatten, einem Graphologen, der aus der Handschrift die — Confession des Schreibers feststellte. Dagegen war mit einem todten Aegyptologen nicht aufzukommen. Noch versuchte Frau Bender es einige Zeit, in Gesellschaften und bei öffentlichen Anlässen durch ihre zur Schau getragene tiefe Trauer die Aufmerksamkeit auf die „untröstliche Witwe des großen Todten“ zu lenken, allein das zog nicht lange. Sie musste es erleben, dass die Reporter alle Anwesenheiten, die kleinste Schauspielerin, den harmlosesten Lyriker nannten und sie nicht beachteten.

Tief gekränkt zog sie sich endlich zurück, vergessen, ein „Bonmot von gestern"! Wie ein Schatten ihrer einstigen Größe wandelte sie durch die Räume, in welchen sie so erfolgreich bemüht gewesen war, ihren armen weltfremden Gelehrten zu einer Tagesberühmtheit zu machen. Noch einmal kam ihr ein großer Gedanke. Mit unendlicher Mühe und Sorgfalt setzte sie die echte, von ihr damals verfehmte Studierstube Reinholds wieder instand, das alte, wurmstichige Schreibpult, den verschlissenen Lehnstuhl und die ganze stauberfüllte Umgebung. Das Ensemble bot sie dann dem Museum der Stadt an, das es als „Reinhold Bender-Zimmer" übernehmen und erhalten sollte. Aber die Herren waren pietätlos genug, das freundliche Geschenk dankend abzulehnen, „wegen Mangels eines geeigneten Raumes!"

Das war der Gnadenstoß. Eines Tages begegnete sie dem Jugendfreunde ihres Gatten. Allen Groll vergessend, reichte sie ihm unter Thränen die Hand.

„Sie haben ihn geliebt!" sagte sie ergriffen. „Sie allein wissen, dass mit ihm meine Sonne erloschen ist!"

Der alte Junggeselle sah sie an.

„Ja, es ist recht traurig!" erwiderte er langsam. „Aber sehen Sie, meine Gnädigste, gegen die ewigen Naturgesetze ist halt einmal nicht aufzukommen. Und wenn der Mond sich noch so breit vor die Sonne stellt, Mond bleibt er doch!"

Seine Augen thränten ein wenig, er wischte mit dem Handrücken darüber und sagte leise:

„Die rauhe Luft! Sie greift einen gebrechlichen alten Kerl, wie mich, doch hart an!"

Dann lüftete er den Hut und gieng rasch seiner Wege.



Im Laufe des Jahres 1902 erscheint:

Pierrots Leben, Leiden und Himmelfahrt. Ein Pantomimen-Cyklus mit begleitendem Text in Versen.

Die beiden Pierrots.

Die Musik zu dieser Pantomime ist von Waldemar Wendland (Berlin).

Kann auch in moderner Toilette gespielt werden; die dadurch bedingten Veränderungen sind selbstverständlich.

Ein fast saalartiger Raum. In der Mitte des Hintergrundes ein großes offenes Portal, das auf eine Terrasse führt. Durch blühende Orangen- und Granatbäume hat man den Ausblick auf eine südliche Stadt (etwa Genua) in farbenprächtiger Nachmittagssonne. Unter der Terrasse ist nach einem kurzen Vorgarten mit Cypressen und Magnolien eine belebte Straße zu denken.

Im Hintergrunde links, abgeschrägt, ein Atelierfenster mit dem Ausblick auf den Hafen und das Meer. Davor an einem Stativ an der niederen Fensterbrüstung beweglich eingeschraubt ein Fernrohr. Rechts ebenso abgeschrägt die eigentliche Eingangsthür, dahinter die Vorhalle und Portal auf die Gasse zu denken. Links vorn eine Thür zu den Familienräumen, rechts, Mitte, ein Kamin.

An den Wänden, die im florentinischen Palaststil gehalten sind, hängen die verschiedensten, auch ganz phantastisch-excentrische Musikinstrumente, nebst Geigen verschiedener Größe und Alters,

Guitarren, Mandolinen usw., auch eine kleine Handharfe, und einige Lorbeerkränze mit Schleifen, Erinnerungen an Triumphe des Componisten Pierrot. Der Saal ist mit Bequemlichkeit, Luxus und viel Geschmack möbliert, bei scheinbarer Unordnung steht doch alles an dem besten Platz. Verschiedene Fauteuils, Causeusen, kleine Tischchen, Pouffs. Auf dem Kaminsims einige kostbare Sèvres-Vasen und Tiffany-Gläser, darüber in der Wand eingelassen ein Majolikarelief in der blauweißen Manier des Lucca della Robbia, einen Pierrot lunatique vorstellend.

Links, schräg gegen die Wand und in den Saal hinein, ein großer, ganz offener Flügel, gleich davor in schiefem Winkel ein kleiner Schreibtisch, der Arbeitstisch des Künstlers, so gestellt, dass Pierrot, wenn er auf dem Drehstuhle davorsitzt, durch eine bloße Wendung vom Schreibtisch vor den Flügel zu sitzen kommt. Zwischen Wand und Piano auf einem Chevalet eine Copie des Endymion (aus dem Palazzo Pitti), des Lieblings der Luna, der träumerisch, von der Mondsichel bestrahlt, auf einem Steine sitzt (der classische Urtypus des Pierrot). — Vor dem Schreibtisch eine kleine Bibliothek, Notenetageren, Notenpulte usw., rechts neben dem Piano eine Palme. Die Mitte des Raumes ist ziemlich frei. Rechts vor dem Kamin unter anderem ein großes niederes Ruhebett (Ottomane), mit einem kostbaren Eisbärenfell bedeckt, davor an der Wand eine Intarsia-Stockuhr und eine schöne große Truhe mit Beschlag und Kunstschloss. Keine Teppiche, Mosaikfußboden.

Nachmittagsstimmung.

Pierrot sitzt allein an seinem Arbeitstisch. Er ist in schaffensfreudiger Stimmung und schreibt eifrig auf ein Notenblatt. Ab und zu blickt er auf, um seiner Phantasie zu horchen, oder auf den Endymion zu blicken, einmal steht er auch auf, macht einige Schritte auf und ab und hat eine entzückte Bewegung gegen die Landschaft

die ihn neu begeistert, er sitzt wieder an dem Tische, nur manchmal einen Accord auf dem Clavier nachfühlend. Manchmal blickt er wie zerstreut auf, wenn ein Wagen vorbeirasselt.

Während Pierrot so in seine Arbeit vertieft ist, kommt seine Frau aus dem Nebenzimmer links. Pierrot bemerkt sie nicht. Die Frau blickt ungeduldig auf die Uhr, und spähend erwartungsvoll auf die Straße, aber sie ist enttäuscht, mit einer kurzen verachtenden Bewegung gegen Pierrot zieht sie sich wieder zurück. Nach kürzester Zeit kommt sie wieder, hat dasselbe Spiel mit Uhr und Straße. Ihre Enttäuschung wird zu Aerger über Pierrot, der immer noch schreibt. Der Freund kommt ja noch immer nicht; und wie Pierrot sie ekelt und langweilt, mit der ewigen Musik! Sie hat eine ordentliche Hassbewegung gegen ihn. Dann mit teuflischem Lächeln tröstet sie sich mit dem Gedanken, wie oft sie ihm schon Hörner aufgesetzt. Darüber befriedigt, zieht sie sich wieder beruhigter zurück. Ab und zu hat auch der Kopf eines der Kinder hereingeschaut, um sich gleich mit einer unartigen Bewegung gegen Pierrot zurückzuziehen.

Pierrot hat beim Arbeiten von all diesen kleinen Störungen noch nichts bemerkt. Aber jetzt tönt Lärm aus dem Nebenzimmer; die Familie regt sich allzu laut. Es klingt wie Toben und Springen und umgestürzte Stühle. Bei den erstenmalen blickt er nur unwillig auf und macht eine Schweigen gebietende Bewegung, als ob jemand da wäre, schüttelt dann verzeihend lächelnd den Kopf und arbeitet weiter. Beim drittenmale springt er außer sich auf. Wie soll er da arbeiten können! Er macht einige rasche Schritte gegen die Thür (links), wird dann aber im Gehen ruhiger, fasst sich und überwindet sich, öffnet die Thür und winkt Ruhe, dann geht er schnell wieder an die Arbeit. — — — Nun hat er vollendet. Er steht befriedigt auf, reckt sich, und nachdem er sich eine Cigarette angezündet, durchsieht er stehend in der Mitte des Zimmers sein No-

tenblatt, sich ein wenig auf den gespreizten Beinen wippend, bei einigen Stellen die Stirn runzelnd, dann approbativ nickend und unwillkürlich mit den Fingern Accorde innervierend. Nachdem er durchgelesen, hat er eine freudig gespannte Bewegung gegen den Flügel. Er geht mit sicheren Schritten hin, fast festlich, breitet das Notenblatt auf und beginnt zu spielen. Es ist ein schwerträumerisches Nocturno (Des-moll). Gleich nach den ersten Accorden öffnet sich behutsam, doch schnell die linke Thür, und der kleine Pierrot (mit schwarzen Pompons) schiebt sich herein. Er ist den anderen heimlich entflohen; die Musik zieht ihn an. Einen Augenblick bleibt er horchend an der Thür stehen, die er mit halb rücklings ausgespreizten Armen leise zudrückt. Sein ganzes Wesen athmet gespannteste Aufmerksamkeit. Die Musik des Vaters hat eine verwandte Seite in ihm gerührt. Er hat eine träumerisch hinweisende Bewegung und schiebt sich vorsichtig lautlos, wie unwiderstehlich angezogen, näher; er ist schließlich ganz nahe an den Vater herangekommen.

Da tönt wieder ein schauerliches Gepolter herein, Vater und Sohn, aus ihren Träumen gerissen, schrecken wie elektrisiert zusammen; Pierrot Vater erblickt den Kleinen und glaubt, dass er, den er ohnedies von allen am wenigsten leiden mag, der Störenfried ist, und gibt ihm einen Schlag. Der Kleine erschrickt furchtbar, hebt flehend, verzweifelt, seine Unschuld betheuernd, die Arme auf, wirft aber im Zurückweichen die Palme um. Pierrot Vater ist wüthend und rennt, sich den Kopf haltend, auf und ab. Der Kleine bemüht sich, die Palme aufzuheben. —

Ueber den Lärm des Falles ist die Frau hereingeeilt, mit ihr die anderen Kinder (drei Knaben und drei Mädchen, die Knaben als Pierrots, die Mädchen als Pierrettes, alle mit hellfarbigen Pompons). Pierrot verklagt den Kleinen bei der Frau, die sich

gesticulierend auf ihn stürzt und ihm Kopfstücke gibt. Auch die Kinder fallen nun neckend und häßliche Grimassen schneidend über ihn her, bis er, quasi durch ihre Reihen Spießruthen laufend, links ins Zimmer flüchtet (der Sündenbock). — Pierrot deutet auf sein Notenblatt, nun kann er doch nicht mehr arbeiten. Die Frau erinnert ihn auch, nach der Uhr weisend, dass es längst Zeit ist zur Musikstunde. Dabei späht sie auch wieder auf die Gasse hinaus. Die Kinder nehmen, gelangweilt, ihre Instrumente von der Wand (die Knaben Violinen, die Mädchen Mandolinen) und stellen sich auf. Pierrot dirigiert; sie spielen das Menuett aus Don Jouan, oder das Beethoven'sche . . . . usw., es geht happerig, aber Pierrot ist entzückt über das Talent seiner Kukuksbrut, während die Frau bei der Terrasse steht und nicht erwarten kann, dass der Freund kommt. Pierrot bemerkt nun, dass der Kleine fehlt; er unterbricht das Spiel und geht ihn aus dem Nebenzimmer holen. Zitternd läßt er sich hereinführen, der Vater stößt ihn an seinen Platz und reicht ihm eine Violine. Das Concert soll wieder anfangen. Aber der Kleine spielt nicht. Er sagt, er kann nicht, und weint. Der Vater stellt ihn in den Winkel und will eben mit den anderen, die er umarmt, das unterbrochene Stück vollenden. Da kommt, schon während des Vorhergehenden lebhaft von der Frau herbeigewunken, der Freund durch den Terrasseneingang. Er ist als blauer Mephisto costümiert (oder allenfalls als Clown oder Harlequin). Er hat erst schon ein einverständliches Mienenspiel mit der Frau, dann tritt er auf Pierrot zu, mit dem er sich outriert freundschaftlich begrüßt. Pierrot, der nie etwas ahnt und der bequemste Ehemann ist, ist entzückt über den seinerseits unerwarteten Besuch. Die Lection wird sofort abgebrochen. Der Freund begrüßt die Kinder, die ihn jubelnd umringten. Auch der kleine Pierrot wird nun begnadigt und aus seiner Ecke herausgeführt, dem Freund

zu Ehren, den er begrüßen soll. Er gibt ihm aber nur auf Befehl kühl die Hand, die er schnell wieder zurückzieht; er kann ihn nicht ausstehen, entzieht sich unwillig seiner Umarmung und stiehlt sich unter missbilligendem, ärgerlichem Kopfschütteln der Eltern weg. Er ist immer so eigens und ungezogen, meinen sie. Dann werden auch die anderen Kinder hinausgeschickt; sie eilen in buntem Durcheinander über die Terrasse in den Garten. Pierrot rückt nun mit dem Freunde einen kleinen Spieltisch geschäftig von der Wand ab und mitten ins Zimmer, drei Stühle werden herumgestellt, und nachdem man sich gesetzt hat (die Frau und der Freund einander gegenüber, Pierrot in der Mitte, en face zum Publicum), soll die Spielpartie beginnen. Pierrot gibt (die Frau kibitzt nur), während dessen finden sich, von Pierrot unbemerkt, vor dem Tische die Beine des Freundes und der Frau. Sie seufzt mit einem Seitenblick auf Pierrot. Der Freund gibt ihr zu verstehen, sie soll ganz ruhig sein, es ist schon für alles gesorgt. Pierrot unterbricht das Spiel. Zu dumm, dass er als schlechter Wirt darauf vergessen hat! Es muss doch, dem Freund zu Ehren, bei der Partie einer besonders guten Flasche der Hals gebrochen werden. Er läuft ab, denn er will sie selbst holen, die Frau könnte sich irren. Kaum ist er aus der Thür, umarmen sich der Freund und die Frau und küssen sich innig. Aber er muss ja leider gleich wieder zurückkommen und wird wieder den ganzen Abend im Wege stehen. Aber der Freund hat schon vorgesorgt. Er hat einen Brief erfunden, der gleich ankommen muss, und auf den hin Pierrot gewiss für die ganze Nacht verreisen wird. Die Frau ist entzückt und belohnt den Liebhaber mit erneuter Umarmung.

Da kommt Pierrot zurück. Er hat nichts gesehen und ist sehr gut aufgelegt. Die Partie nimmt ihren Fortgang unter wiederholten Freundschaftsbezeugungen und Zutrinken und Zärtlichkeiten

Pierrots gegen seine Frau, in die er rasend verliebt ist. Er scheint beständig den Freund zu fragen: „Ist sie nicht schön, bin ich nicht glücklich? — Und schau, wie sie mich liebt!“ — Dabei gewinnt Pierrot fortgesetzt. Er freut sich, reibt sich die Hände, spielt immer animierter und gewinnt mehr und mehr. Er hat nach kurzer Zeit einen ganzen Haufen Goldstücke vor sich; der Wein und das Spiel steigen ihm schon ein wenig zu Kopf. Da klopft es; der Briefbote tritt durch die Eingangsthür herein, gefolgt von den neugierigen Kindern, er bringt einen Brief, den er Pierrot übergibt. Blickwechsel zwischen Frau und Freund. Der Briefträger nimmt sein Trinkgeld in Empfang und entfernt sich wieder. Pierrot bittet um Erlaubnis zu lesen, und erbricht den Brief. Mit großer Spannung folgen der Freund und die Frau seinem Mienenspiel während der Lectüre. — Pierrot begreift nicht recht, ist sehr erstaunt, aber schließlich ist es doch sicher: Er muss sofort abreisen. Er ist unglücklich, einen ganzen Tag und die Nacht sie allein zu lassen — — — aber der Freund soll sie einstweilen hüten. Auf ihn verläßt er sich. Auch die Frau ist scheinbar sehr betrübt . . . Aber endlich muss ein Entschluss gefasst werden. Pierrot streicht mit Vergnügen den Spielgewinst ein, zum verborgenen Unwillen des Freundes, der dadurch fast ruiniert ist, und versperrt das Geld in die Truhe, mit Ausnahme einiger weniger Goldstücke, die er als Reisegeld einsteckt. Dann geht er ins Nebenzimmer, um sich reisefertig zu machen. Während er abwesend ist, kurze Unterredung des Freundes und der Frau. Der Freund ist über seinen Verlust verzweifelt und zeigt seine leeren Taschen. Aber die Frau will schon noch alles in Ordnung bringen, und so tröstet er sich einstweilen mit ihrer Liebe.

Pierrot kommt reisefertig zurück. Er trägt einen grauen Havelock und grauen Cylinder mit schwarzem Band (der dem Freund und der Frau zu der scherzhaften Bemerkung Anlass geben, wie-

viel er darunter zu verstecken hat). In der Hand einen Reisesack. Er ist sehr geschäftig und sucht einige Sache zusammen, unter anderem das Manuscript seiner Composition, das er nicht vergessen darf. Dieses legt er zusammengerollt auf das Clavier, läſst es aber in der Confusion liegen, während er anderes verpackt. Nun geht er auf die Truhe zu, verschlieszt sie, zieht den Schlüssel ab und übergibt ihn wichtig der Frau, sie soll ihn gut hüten, denn all ihr Vermögen ist darin. Die Frau steckt ihn ein und wechselt dabei einen raschen Blick mit dem Freunde. Ein Gedanke ist blitzartig in ihnen aufgestiegen.

Pierrot legt die Frau, das Haus und die Kinder nochmals dem Freunde ans Herz, nimmt, mit dem Reisesack in der Hand, halb komisch wirkend rührenden Abschied von der Frau, dem Freund und sehr zärtlich von den Kindern. Sehr flüchtig von dem Kleinen, der sehr verzweifelt ist, dem Vater nachläuft und ihn nicht fortlassen will und energisch zur Ruhe gewiesen werden muſs. Die Frau hat, um ein Ende zu machen, nach der Uhr gewiesen, es ist Zeit, und Pierrot läuft, sich endlich losreiszend, ab. Das Manuscript bleibt vergessen liegen.

Kaum ist Pierrot aus der Thür, herrscht Freude in Walhalla. Frau und Freund und die Kinder springen paarweise herum und treiben allerhand Schnickschnack. Nur der Kleine sitzt traurig abseits auf dem Arbeitsstuhle des Vaters und folgt kopfschüttelnd dem Treiben. Man vergiſst völlig auf ihn.

Der Freund will nun die ganze Familie ausführen. Aber da fällt ihm wieder ein, daſs er ja gar kein Geld mehr hat. Dieser Gedanke wirkt niederschmetternd auf ihn. Er weist die Frau, die Zärtlichkeit fordert, barsch ab; er hat genug von diesem Leben und will sich erhängen gehen. Da zieht die Frau den Schlüssel und zeigt ihn hoch auf, verführerisch-bedeutungsvoll. Der Freund will

ihn nehmen und macht ein paar Schritte, schreckt aber im letzten Augenblick dennoch vor solcher That zurück. Er kämpft mit sich selbst. Die Frau trachtet ihn zu bestimmen. Nun ja! All das Gold — all das Gold — er will es unter einer Bedingung thun —: wenn sie alle miteinander mit allem nach Amerika durchgehen. Er hat es satt, mit Pierrott zu theilen; so können sie ein neues Glück drüben gründen! — Die Frau ist jubelnd einverstanden. Gut also! — Die Kinder drängen sich herum, wie ihnen der Entschluss mitgetheilt wird, springen sie vor Freude, laufen auch zum Fenster, hinausdeutend und das Fernrohr benützend.

Die Frau übergibt dem Freunde den Schlüssel, den er hastig an sich nimmt. Die Frau reißt nun ihren Schlafrock auseinander und steht als blauweiße Colombinette da. Dasselbe thun die Kinder. Die Mädchen sind nun kleine Harlequinetten, die Knaben blaue Mephistos (oder Clowns). Sie reißen verschiedene phantastische Musikinstrumente von der Wand und machen damit springend und Grimassen schneidend, eine greuliche Katzenmusik. Es ist ein wahres Pandämonium, sie jagen sich durchs Zimmer, werfen Möbel um und machen Kopfsprünge durch das Clavier, dessen Saiten gellend zerreißen. Der Kleine ist entsetzt mit einer erst staunend hinweisenden, dann begreifenden Bewegung aufgesprungen. Die Katzenmusik thut ihm weh und er möchte davonlaufen, aber er überwindet sich, da er jetzt aufmerksam die Mutter und den Freund schaudernd beobachtet. Die Frau und der Freund deuten nun energisch auf die Truhe. (Die Katzenmusik schweigt.) Der Freund hält den Schlüssel weit vorgestreckt von sich, wie Faust bei dem Gange zu den Müttern. Beide nähern sich der Truhe. Der Kleine ist entsetzt und unbemerkt nähergeschlichen. Wie der Freund den letzten Schritt machen will, taucht der kleine Pierrot wie eine Erscheinung vor dem Koffer auf, sich mit ausgespreizten Armen abwehrend vor

der Truhe hoch aufrichtend. Der Freund und die Frau weichen einen Augenblick erschreckt zurück, wie vor einer Erscheinung des alten Pierrot. Sie fassen sich aber gleich wieder, erkennen ihren Irrthum und gebieten dem Kleinen, sich zu entfernen. Der will nicht und droht wie ein mahnendes Gewissen mit der Hand. Schließlich bittet er die Mutter mit aufgehobenen Händen, kniefällig, es nicht zu thun, und muss mit aller Gewalt durch den Freund weggeschafft werden. Er wehrt sich beißend und mit Händen und Füßen strampelnd, wird aber wuchtig auf das Ruhebett geworfen, wo er wie zerbrochen einen Augenblick ganz regungslos liegen bleibt.

Der Freund sperrt nun die Truhe auf. Er und die Frau sind freudig erstaunt über den unerwartet reichen Schatz. Sie nehmen verschiedene Säcke mit Goldstücken, sowie kostbare Gefäße und Schmucksachen heraus, die sie unter sich und die Kinder vertheilen. Während dies geschieht, hat sich der kleine Pierrot halb aufgerichtet und entsetzt hingestarrt. Es scheint bei diesem Anblick alles in ihm zusammenzubrechen. In dieser Stunde reift er zum Manne. Er fällt in einem starken anhaltenden Weinkrampf auf das Fell zurück und verharrt so, sich hineinwühlend, um nichts mehr zu sehen, bis zum Ende der Raub-Scene.

Wie alles vertheilt ist, tritt die Mutter zu ihm und erklärt ihm, dass sie fort müssen. Er kann es gar nicht glauben, und versucht es nochmals mit Weichheit und zärtlich-kindlichen Bitten. Aber umsonst! Der Entschluss ist gefasst, die Würfel gefallen, er soll nur schnell mitkommen, das Schiff wird bald abgehen und wartet nicht. Aber da wird er fest und weist starr ab. Er bleibt hier; hier ist sein Platz — und er wird den Vater erwarten! — Dies entfesselt allgemeine Wuth. Alle fallen über ihn her, um ihn womöglich zu erschlagen. Er flüchtet durch das Zimmer hin und her und springt

schließlich, an seiner Rettung verzweifelnd, in die leere Truhe, die zuklappt. Der Freund, der inzwischen mehrmals zur Terrasse gelaufen ist, um zu sehen, ob niemand kommt, bringt erschreckt die Nachricht, dass Pierrot-Vater unbegreiflicherweise zurückkehrt. Allgemeine Panik. Man muss sich beeilen, auch um das Dampfschiff noch zu erreichen. Fluchtartig entfernt sich alles über die Terrasse.

Der kleine Pierrot steigt aus der Truhe heraus, läuft gegen die Terrasse, winkt noch einmal nach, schüttelt dann traurig den Kopf und kommt gebrochenen Herzens, den Finger nachdenkend an den Mund haltend, bis in die Mitte des Zimmers zurück, wo er stehen bleibt.

Abendröthe beginnt den Himmel und die Stadt zu färben, und während der folgenden Scenen wird es dann successive dunkler.

Jetzt hört der Kleine Schritte auf dem Flur und versteckt sich ängstlich hinter eine Portiere. Pierrot Vater erscheint eiligst und außer Athem. Er hat sein kostbares Manuscript vergessen. Ohne einen Blick um sich zu werfen, findet er es und steckt es in die Reisetasche. — Der Kleine lugt aus seinem Versteck hervor, erkennt freudig überrascht den Vater, und er will sich mit seinem von Schmerz überquellenden Herzen in seine Arme werfen. Pierrot hat keine Zeit, stößt ihn rauh zurück. Der Kleine will ihm etwas sagen, aber der Pierrot will nichts hören, und der Kleine schleicht betrübt auf die Terrasse, nachdem er eine Geige von der Wand genommen, und verschwindet. Pierrot will abeilen, da fällt ihm ein, dass er doch schnell noch einmal die Frau, an der er so hängt, und die bevorzugten Kinder umarmen könnte. Schnell geht er ins Nebenzimmer links. Er kommt verstört zurück. Nun bemerkt er auch die Unordnung, die Verwüstung, das Fehlen der Instrumente, die herumliegenden Kleider. Er denkt nach und kann sich gar nichts erklären. Dann

stürmt er zum Fenster. Er erblickt die ganze Gesellschaft am Hafen. Er traut seinen Augen nicht und richtet das Fernrohr hin. Nun ist er überzeugt und ringt die Hände. Nochmals blickt er durch das Rohr. — Da tönt die Schiffsglocke und die Schiffssirene, keuchend vor Aufregung und mit krampfenden Händen sieht er sie abfahren. — Zu spät! Nun durchschaut er alles. — Er verachtet und liebt gleichzeitig dennoch, er wüthet gegen sich selbst und ist verzweifelt. Er begreift auch die List mit dem Briefe, den er zitternd hervorgeholt hat und nun wüthend zerfetzt. Darnach sinkt er erschöpft in sich zusammen auf dem Arbeitsstuhl — seine linke Hand fällt auf die Tasten des Pianos, das einen schrillen zerbrochenen Ton von sich gibt. — Dies weckt ihn wieder. Er sieht auch diese Verwüstung und beklagt sein armes liebes Instrument. Wie das Piano ist auch seine Seele zerrissen und wird nie mehr einen Ton geben. Was ist ihm jetzt seine Kunst. Sie ist mit ihr weit übers Meer entflohen. Er ist fertig, fertig! Er holt sein Manuscript hervor und zerreißt es, dann reißt er die Lorbeerkränze von der Wand und wirft sie, schmerzlich winkend, zum Fenster hinaus der Verlorenen nach. Nochmals großer Verzweiflungsausbruch. Er sammelt die zurückgebliebenen Kleider zusammen. Beim Schlafrock der Frau hat er erst eine Wuthbewegung, dann aber küsst er ihn weinend und legt schließlich alles auf einen Fauteuil, den Kopf schluchzend hinein vergrabend. Inzwischen ist Dämmerung heringebrochen.

Da klopft es energisch. Pierrot richtet sich auf, wischt sich die Augen und öffnet. Es treten herein drei Wechselgläubiger mit zwei Gerichtsdienern, die Pierrot jeder einen groß unterschriebenen Wechsel präsentieren. Pierrot weiß von nichts, er hat nie unterschrieben. Die Gläubiger lachen ihn einfach aus. Aber es ist doch seine Unterschrift. Das muss er zugeben. Er versteht plötzlich. Die Frau und der Freund haben seine Unterschrift gefälscht; er

flucht ihnen. Aber gut; er ist ja reich; die Summe ist enorm, aber er wird sie bezahlen. Er geht zur Truhe und will sie öffnen, da sieht er, dass sie erbrochen ist — und alles ausgeraubt. Er hat gar nichts mehr, nur die Goldstücke, die er in der Tasche hat. Er erklärt den Gläubigern den Sachverhalt, aber sie zucken die Achsel: Dann wird eben die Pfändung vorgenommen und er auf die Gasse gesetzt oder gar ins Schuldgefängnis abgeführt. Er bittet und verspricht, alles umsonst. Schließlich erreicht er einen Tag Aufschub, nachdem er seine letzten Goldstücke hergegeben. Die Gläubiger entfernen sich. Nun ist er ganz blank. Wie soll er Geld auftreiben? — auch sein Manuscript ist zerrissen — — kein Ausweg, keine Rettung — und morgen wird er gefesselt ins Gefängnis geführt oder jedenfalls auf die Straße geworfen, zum Bettler gemacht, verhungernd. Er schaudert bei dem Gedanken. Es ist nun völlig Nacht geworden.

Pierrot ist des Lebens ohnedies schon überdrüssig, der Selbstmordgedanke dämmert ihm auf. Er sucht aus seiner Schreibtischlade den Revolver hervor, hat einen Augenblick des Zurückbebens, fasst sich aber, und ist nun entschlossen.

Mondschein fällt jetzt durch die Terrassenthür hellgrünlichblau ins Zimmer. Pierrot überzeugt sich, dass der Revolver geladen ist. Er hat eine Abschiedsbewegung gegen sein Arbeitszimmer, sein Clavier, die Stadt; der Gedanke an den Kleinen steigt blitzartig in ihm auf, aber er schlägt ihn unwillig aus. Alles, was er liebt, ist ja übers Meer. Er setzt den Revolver an.

Da tönt von der Terrasse her, erst wie entfernt, dann wie näherkommend, anschwellend, ein Violinsolo. Es ist anfangs eine klagend schöne Phantasie einer einsamen, rufenden Seele, etwa in der Art der „traurigen Weise". Pierrot horcht auf und hält in seinem Vorhaben inne. Nicht wissend warum, fühlt er sich im

Innersten ergriffen und bewegt. Es ist ihm, als ob seine eigene Seele schmerzlich tönender Gesang würde. Die Melodie schwillt kräftiger, bestrickender, lauter und zwingender an und steigt in immer höhere Lagen, ab und zu Doppelgriffe in moll. In Pierrot arbeitet es immer stärker. Schließlich beginnt er zu schluchzen, der innere Kampf löst sich, aber er hält noch immer den Revolver in der Hand, nur schlaff zu Boden gesenkt. In der Terrassenthür erscheint der kleine Pierrot, der die Melodie spielt; hochaufgerichtet, wie nicht sich selbst angehörend, einer fremden Macht folgend, die aus ihm spricht, kommt er langsam, zwingend näher.

Pierrot Vater hat sich zu ihm gewendet, hat eine Bewegung, wie vor einer Offenbarung, bleibt aber gebannt stehen, so lange das Spiel dauert.

Der Kleine ist bis zur Mitte des Zimmers vorgeschritten, immer vom hellen Mondschein wie von einer heiligen Gloriole umstrahlt. Nun bleibt er stehen und schließt mit einem unendlich feinen, hohen Flageolettetton, dann senkt er langsam die Geige und bleibt regungslos stehen.

Sowie der letzte Ton verklungen ist, scheint sich alles in Pierrot Vater zu lösen, und wie von einem Sturmwirbel hingerissen, stürzt er, den Revolver fallen lassend, dem Kleinen zu Füßen. Sein Blut und seine Seele hat er wiedererkannt und wiedergefunden, und bittet den Sohn, knieend ihn in die Arme schließend, um Vergebung — lange schluchzende Umarmung. Pierrot Vater vergißt in diesem Erguss einen Augenblick sein Elend. Die anderen Verräther sollen bleiben, wo sie wollen, er hat sein Kind und seinen Kameraden gefunden. — — Nun taucht aber die Erinnerung in ihm wieder auf, er zeigt dem Kleinen die leere Truhe, erzählt ihm alles wie einem Erwachsenen, einem Bruder. Der Kleine nickt, er weiß alles und kann die Erzählung noch ergänzen.

Aber was soll nun geschehen? Sie sind Bettler; es ist doch kein Ausweg übrig, als der Selbstmord.

Aber der Kleine hat in seinem Glück alle Freudigkeit und Zuversicht wiedergewonnen. Er weiß den Ausweg. Sie werden sich gemeinsam durchschlagen, die beiden Pierrots, und wiedergewinnen. Er nimmt von der Wand feierlich eine kleine Handharfe (wie die Minnesänger), die er dem Vater feierlich überreicht. Pierrot ergreift sie, freudig gerührt, entschlossen, und beide umarmen sich nochmals. Ja, so wollen sie sich gemeinsam durchschlagen, und auch das äußere Glück wieder erobern.

Der Kleine setzt die Violine an, Pierrot begleitet auf der Harfe. Unter einer marschartigen, aber volksliedhaft melancholischen Weise schreiten beide hinaus. Die Thürflügel öffnen sich vor ihnen ganz weit von selbst, man sieht die mondhelle Stadt, in die die beiden Pierrots, der Kleine voran, feierlich hinausschreiten.

Der Vorhang schließt sich.

Marseille, 15. Februar 1901.





Bisher erschien:

Novellen.

Umschlagbild von Franz Schuster.

Im Panopticum.

Nachdem der kleine Jonas einige vergebliche Stützversuche gemacht hatte, lehnte er den Oberkörper des Garibaldi an die Wand und sagte:

„Hin ist er! Da hilft nichts mehr. Wenn er wenigstens in der Mitte abgebrochen wäre — — aber an den Knieen!"

Seufzend fügte er hinzu:

„Das ist nun schon der zweite in einem Jahr!"

Adelheid, seine böse Frau, ereiferte sich:

„Aber das geht doch nicht! Heute, am Sonntag! Der Garibaldi ist unsere beste Nummer. Jeder, der kommt, will den Garibaldi sehen. Die ganze Woche haben wir keine Einnahme — — und gerade heute — das geht doch nicht!"

„Ich hab' ihn nicht zerbrochen!" sagte Jonas. „Alle sind so, man darf sie nicht anrühren. Ich hab' Dir gesagt, Du sollst bessere Figuren kaufen, aber Dir war leid um die paar Gulden. Unlängst sind der Bajadere die Zähne herausgefallen, wie sie eben lächeln wollte. Eine Bajadere ohne Zähne ist doch etwas Sinnloses. Und dem Barbarossa geht ein Haar ums andere aus dem Bart. Es sieht schon aus wie ein Kuhschwanz. Bin ich etwa daran schuld?"

„Nein!“ sagte Adelheid. Sie richtete dem Papst, der den Segen gibt, den rechten Arm an der Schulter ein und zog ihn am Halse auf. „Aber ohne Garibaldi können wir an einem Sonntag nicht existieren. Heute musst Du den Garibaldi machen.“

„Ich!“ rief Jonas entsetzt. „Ich habe doch keine Figur dazu!“

„Unsinn! Im Costüm sieht einer wie der andere aus. Zieh Dich nur schnell an. Einen Garibaldi müssen wir haben, er steht auch auf dem Placat, und auslachen will ich mich nicht lassen. Also, zieh Dich an!“

„Nein, das thue ich nicht!“ sagte der kleine Jonas entschlossen.

„Du wirst!“

„Nein!“

„Untersteh' Dich!“

Drohend gieng Adelheid auf ihn zu und schrie:

„Ich habe Dich aus Noth und Elend zu mir emporgezogen, Du Ungeheuer. Ich habe Dir Sachen gekauft und eine Existenz gegeben. Du machst den Garibaldi oder Du erlebst etwas!“

„Das ist eine Gemeinheit!“ murmelte Jonas. Er gieng umher und drehte die Schrauben an der Folterscene. Die gefolterte Nonne stieß einen erbärmlichen Schrei aus. Es klang wie das Wiehern eines heiseren Pferdes.

Jonas blieb stehen.

„Uebrigens, wer ruft denn dann aus?“

„Ich. Ich habe eine bessere Lunge als Du.“

„Und die Casse?“

„Das geht in einem.“

*

Eine halbe Stunde später stand Garibaldi auf seinem Postament. Die Rüstung schlotterte ihm an den dünnen Beinen und der

schwere Säbel zog ihn fast zu Boden. Er fluchte leise und übte sich im Auf- und Zuklappen der Augen.

Draußen ertönte die gellende Stimme seiner Frau, die ausrief:

„Treten Sie ein, meine Herrschaften! Treten Sie ein! Wer sich an Geist und Gemüt bilden will, kann es hier für zehn Kreuzer thun. Es ist zu sehen Joachim von Brandenburg in seiner eisernen Rüstung. Die Rüstung ist echt. Der Kopf stammt aus dem Atelier eines der größten Bildhauer Europas. Ferner ist zu sehen die Bajadere Lilli, eine indische Tänzerin. Sie bewegt den Kopf und lächelt. Wer noch kein holdes Mädchen lächeln gesehen hat, fasse Mut und trete ein. Seine Heiligkeit, der Papst gibt ihm den Segen. Und das Großartigste, das Erstaunlichste —— Garibaldi, der Erstürmer von Rom. Hier steht er im Originalcostüm. Er bewegt die Augen und ruft: „Feuer!“ Kein Institut der Welt hat es bisher gewagt, den Helden, den Bezwinger der ewigen Stadt, vorzuführen. Tausende hat das Costüm allein gekostet, welches die Familie Garibaldi dem Besitzer dieses Etablissements überlassen hat. Für zehn Kreuzer kann man ihn jetzt hier sehen, wie er leibt und lebt!“

Von Zeit zu Zeit wiederholte Adelheid diese Worte, immer zungenfertiger und gellender.

In dem Raum war es still und dunkel. Als Garibaldi merkte, dass niemand eintrat, zündete er sich eine Cigarre an.

Das Warten war unerträglich. Endlich gieng er bis zum Eingang, steckte den Kopf hinaus und flüsterte seiner Frau zu:

„Bei dem Geschäft verhungern wir noch. Das war Deine Idee. Ich habe immer gesagt, wir sollen einen Circus machen. Darauf fliegen die Leute und Renz hat auch mit einem Pferde begonnen. Wer geht denn heutzutage in ein Panopticum?“

„Kusch Dich!“ zischte Adelheid. „Es kommen Leute.“

Garibaldi kroch wieder auf seinen Sockel hinauf. Er musste die

Füße ganz zusammenpressen, um nicht herunterzufallen. Plötzlich stellte er sich kerzengerade und klappte die Augen auf und zu.

Ein halbes Dutzend Studenten stürmten herein.

Garibaldi hörte ein Durcheinander von Stimmen.

„Herrgott, das soll eine indische Tänzerin sein!“

„Ja, in Indien liebt man die Fülle.“

„ Aber sie tanzt doch gar nicht!“

„Dazu ist unser Klima zu rauh.“

„Donnerwetter! Joachim von Brandenburg.“

„Er hat nur eine Backe. Die andere muss er in der letzten Schlacht verloren haben. Heda, Wirtschaft! Wir wollen die Folterscene sehen.“

Adelheid trat ein und drehte das Uhrwerk auf.

Die Nonne schrie.

„Großartig! Höchst realistisch!“

Dann stand die Horde vor Garibaldi. Plötzlich wurden sie alle still.

„Du,“ flüsterte einer, „der ist nicht aus Wachs, sondern aus ganz gemeinem Fleisch.“

„Das wollen wir gleich sehen!“ sagte ein anderer. Er schlich sich an Garibaldi heran und kniff ihn heftig in die Wade.

Ein unerträglicher Schmerz nötigte Jonas, den Fuß in die Höhe zu heben.

„Er lebt!“ brüllten alle.

„Er hat Flöhe!“

„Was für ein kunstvoller Mechanismus!“

Garibaldi verlor das Gleichgewicht und sprang vom Sockel herab.

„Bitte, lassen Sie mich doch los, meine Herren!“ jammerte er. „Sie zerreißen das theure Nationalcostüm.“

Ein freudiger Rausch kam über die jungen Leute. Sie packten Garibaldi und tanzten mit ihm herum.

Einer sang mit krähender Stimme:

Garibaldi, Garibino
Kämpfte muthig bei Strachino,
Wie ein echter Cavalier.
Vermouth trank er di Torino
Viele litri von dem vino,
Bis er selbst spumante schier.

Adelheid stürzte herein und schrie:

„Aber bitte, meine Herren! Das geht doch nicht! Lassen Sie meinen Mann los. Sie ruinieren das wundervolle Costüm."

Der Betrunkene schrie weiter:

Aber ach, nach seinem Fall, da
Kam die Frau, die Garibalda,
Eine Mulier von Rom.
Und sie warf mit großem Schall da
Garibaldi, Garibalda
In den Tiber, einem Strom.

Adelheid kreischte auf:

„Sie bringen mein Institut in Verruf. Ich lasse die Polizei holen!"

„Kommt, gehen wir!" sagte einer. „Die Matrone wird sonst tobsüchtig."

Der Betrunkene wollte Garibaldi den Säbel aus der Scheide ziehen, aber die anderen packten ihn und stürmten mit ihm hinaus.

Jonas ordnete jammernd sein Costüm.

Adelheid fuhr auf ihn los:

„Du Vieh, Du! Warum bist Du denn nicht auf Deinem Sockel stehen geblieben?"

„Bleib' D u stehen, wenn Dich einer in die Schenkel zwickt!" vertheidigte sich Jonas.

Adelheid gieng rasch hinaus. Jonas hörte sie sprechen und stieg wieder auf das Postament.

„In Gottes Namen!" dachte er.

Der Vorhang öffnete sich.

Jonas klappte wieder mit den Augen.

Ein Bauer mit seinem Sohn trat ein. Erst giengen sie schweigend herum, dann fieng der Alte zu erklären an.

„Siehst, das ist der — —, lies, was unten steht. Ich glaub', Du Trottel kannst nicht mehr lesen. Also — —"

„Bajadere," las der Junge.

„Na also, der Bajadere ist das. Das war ein griechischer Kaiser. Schau, wie er die Zähne fletscht. Die haben noch Menschenfleisch gefressen, merk' Dir's, Rindvieh. So viel Geld geb' ich für Dich aus und Du bleibst ein Haubenstock. Also, w e r war das?"

„Der Bajadere. Ein griechischer Kaiser."

„Na also. Morgen kannst's den andern erzählen. Und der da?"

Der Junge buchstabierte:

„Se Heiligkeit — — steht da."

„Du Ochs, knie Dich nieder, das ist doch der Papst. Himmelsakrament, willst ein Kreuz machen oder nicht? Noch eins! Luder, verdammtes. Jetzt gibt er Dir den Segen. Thu' den Kopf hinunter!"

Dann giengen sie weiter.

„Und jetzt der?"

„Kaiser Barbarossa," buchstabierte der Junge.

„Siehst, wieder ein Kaiser. Lauter so schöne Sachen kannst da lernen. Was der für einen Bart hat."

„Durch'n Tisch, Vater. Unten kommt er wieder 'raus."

„Halt's Maul! Durch'n Tisch — — na ja freilich durch'n Tisch. Du bist der dümmste Kerl von der Welt."

„Garibaldi!" sagte der Junge dann.

„So, Garibaldi!" murmelte der Alte und staunte. „Na ja, das ist doch klar. Schau Dir's an, Esel. Das ist also der Garibaldi. Bis morgen hast's längst vergessen. Und wer war denn das?"

„Der Garibaldi."

Der Bauer stieß den Jungen in's Genick.

„Wer das war, frag' ich. Zu was gehst denn in die Schul'?"

„In der Schul' war der Garibaldi noch nicht," sagte der Junge weinerlich. „Was fragen's denn, Vater? Sie wissen's ja eh."

„Natürlich weiß ich's. Aber das is halt sonderbar, dass Euch das der Lehrer noch nicht gesagt hat. Also komm', jetzt sind wir fertig."

„Da ist noch was, Vater!"

„Nix! Wir gehn. Das haben wir alles schon angeschaut."

Sie näherten sich dem Ausgang.

„Vater, wer war er denn?" fragte der Junge.

Der Alte blieb stehen.

„Also, damit Du's weißt — — der Graribaldi —"

„Garibaldi — —"

„Na ja, der Garibaldi — — also, hast schon einmal 'was von der Dampfmaschin' gehört?"

„Ja. Das is a Lokomotiv."

„Ja. Und wer das erfunden hat?"

„Nein."

„Na also, Du Trottel. Der nämlich heißt Graribaldi."

Der Bauer gab dem Jungen einen Stoß, dass er gegen den Vorhang flog. Dann verschwanden sie.

Jonas stieg von dem Sockel. Er war schon ganz steif geworden.

Missmuthig setzte er sich an den Rand des Lagers der Bajadere. Er fluchte leise und hasserfüllte Gedanken durchzogen seine Seele.

„So eine Bestie!“ dachte er von Adelheid. „Arbeiten muss man für zehn und kriegt nicht einmal genug zu essen. Man sollte die Welt von ihr befreien. Wie glücklich war ich vorher! Und dabei behauptet sie, sie hätte mich aus dem Staub zu sich emporgezogen.“

Dann kam eine große Müdigkeit über ihn. Er lehnte den Kopf an die Knie der Bajadere und schloss die Augen. Bald umfieng ihn ein Traum.

Die Bajadere beugte sich zu ihm nieder und flüsterte:

„Du bist dumm, Jonas! Lass sie doch stehen und komm mit mir. Wir gehen nach Indien zurück und errichten einen Circus. Das kennen sie dort noch gar nicht. Wir werden fürchterlich viel Geld verdienen und dann bauen wir uns einen Palast am Ganges und halten uns Sclaven und Elephanten. Und dem Buddha bauen wir einen Tempel. Bedenk' doch, dort wächst alles auf den Bäumen, Brot und Datteln und Cocosnüsse. Und man braucht nichts zu kochen. Und die schönsten Pferde sind dort so billig wie hier die Ziegen. Unser Circus wird viel größer sein als der von Renz. Wie gefällt Dir das, Kleiner? Kommst Du mit mir?“

„Ja!“ flüsterte Jonas mit glücklichem Lächeln. „Du wirst mich sicher nicht schlagen, wie die andere. Dich hab' ich lieb.“

Eine gellende Stimme scheuchte ihn auf.

„Da liegt er und zerdrückt der Bajadere das Kleid. Was denkst Du Dir denn eigentlich dabei, Du Lump, Du abgefeimter?“

„Nichts!“ murmelte Jonas und stand rasch auf. Sein Traum war verflogen und er erinnerte sich, dass er auf dem Sockel stehen und mit den Augen klappen müsse.

„Ist das ein Leben!“ dachte er seufzend und gieng in den Hintergrund. Rasselnd schleppte er den Säbel des Garibaldi nach sich.



Bisher erschien:

Tagebuch einer Kammerjungfer. Roman.
Mit Umschlagbild von Fritz S c h ö n p f l u g.
8 —15. Tausend.

Demnächst erscheint:

Sébastien Roch. Roman.

Herbstbilder.

(Aus den „Contes de ma chaumière“.)

Auf dem Hauptplatze eines Dorfes.

— Ihr guten Leute, die Ihr mir zuhört, Reiche und Arme, Ehrliche und Gauner, und auch Ihr, Schwerhörige, Krummbeinige, Paralytiker, Ehebrecher und Hahnreie, seht mich an, hört mich an! Ich bin der C a n d i d a t, der gute, gesinnungstüchtige Candidat! Ich bin es, der die Ernten fett macht, der die Hütten der Armut in Paläste verwandelt, der alte, leere Kisten mit Geld füllt, der die Herzen der Erbitterten mit Glück stopft. Kommt, Ihr guten Leute, lauft herbei, ich bin die Vorsehung der unfruchtbaren Frauen, der Fieberkranken und der armen Soldaten. Ich sage zum Hagel: falle nicht! zum Krieg: morde nicht! zum Tode: komm nicht! In reinen Wein verwandle ich das stinkende Wasser der Pfützen, und wenn ich Nesseln berühre, entströmt ihnen köstlicher Honig.

Während der Candidat so sprach, strömte eine große Menge herbei und sammelte sich um ihn.

— Guter Herr, sagte ein altes Weib unter Thränen, ich hatte einen Sohn im Kriege, weit, recht weit, und nun ist er todt.

— Ich werde ihn Dir lebendig machen.

— Ich, sagte ein Krüppel, habe, wie Sie sehen, nur ein Bein.

— Ich geb' Dir zwei.

— Sehen Sie mal die schreckliche Wunde, die mir den Leib zerfrißt, sagte ein armer Teufel unter kläglichen Schmerzensrufen.

— Ich lege Dir die Parlamentsmedaille auf Deine Wunde und Du bist geheilt.

— Achtzig Jahre habe ich auf dem Buckel, meckerte ein Greis.

— Fünfzig nehm' ich Dir wieder weg.

— Seit drei Tagen habe ich keinen Bissen Brot gegessen, jammerte ein Bettler.

— Ich werde Dich mit Kuchen mästen.

Da erschien ein Mörder.

— Ich habe meinen Bruder ermordet und nun muß ich ins Zuchthaus, heulte er.

— Ich werde die Zuchthäuser abschaffen, die Justiz mit der Guillotine hinrichten lassen, und Dich mache ich zum Wachmann.

— Mein Gutsherr ist zu reich, sagte ein Bauer, und seine Hasen fressen mein Getreide, seine Füchse stehlen meine Hühner.

— Ich schenke Dir sein Land; und Du kannst seine Kinder wie Eulen an die Thüre Deiner Scheune nageln.

— Der Bauer will keinen Finger mehr für mich anrühren, schrie ein Gutsherr.

— Ich werde ihn an die Ulmen Deiner Allee hängen.

— Ach, Herr, seufzte ein junges Mädchen, diese verwünschten Colonien rauben uns alle unsere Verehrer!

— Ich beseitige die Colonien.

— Ich habe nicht genug Absatz für meine Waren, jammerte ein Industrieller.

— Ich erweitere das Gebiet unserer Eroberungen bis ans Ende der Welt.

— Es lebe die Republik, ruft eine Stimme.

Der Candidat stimmt ein: Es lebe die Republik!

— Es lebe der König, ruft eine andere Stimme.

Der Candidat stimmt ein: Es lebe der König!

— Es lebe der Kaiser, eine dritte Stimme.

Und der Candidat: Es lebe der Kaiser!

In diesem Momente tritt ein schönes, trauriges Weib aus der Menge und nähert sich dem Candidaten.

Kennst Du mich nicht? fragte sie.

— Nein, erwiderte der Candidat. Wo hätte ich Dich sehen sollen, verwünschte Fremde?

— Ich bin das Leben. Und frage Dich: Was willst Du für *mich* thun?

— Ich werde thun, was alle anderen, meine Liebe, ich werde essen, werde schlafen; mein lieber Magen wird sich seines Fettes freuen. Mit dem Geld, das ich aus Deiner Tasche nehmen werde, Deiner unerschöpflichen Tasche, werde ich schöne Frauen, schöne Ländereien haben und allgemeine Hochachtung obendrein, wenn Du nichts dagegen hast. Und wenn es Dir nicht recht ist, meine Liebe, so scher' Dich zum Teufel!

* *
*

Am Ufer des Flusses.

Langsam rinnt er, ganz langsam, so dass sich die Pappeln am Ufer unbeweglich und gelb in seinem ruhigen Glanze spiegeln. Nicht

ein Hauch; kein Schilfrohr flüstert und wiegt seinen biegsamen Schaft. An jener Stelle, wo ich weile, unter den Erlen, ist das Wasser schwarz und düster, nur grell durchschnitten von dem Wiederschein eines grauen Himmels, der zart ist wie eine Perle. Und mir ist es, wie wenn aus dem Grunde des Wassers eine Stimme aufstiege, eine Todtenstimme, die weint. Und die Stimme spricht:

„Ich habe Dich diese Nacht gesehen. Es war in Deinem Zimmer, und Dein Zimmer war verschlossen und warm. Die Vorhänge an den Fenstern waren herabgelassen. Der blasse Schimmer der Nachtlampe schlief auf den Vorhängen und den Möbeln, und auf den Decken ruhte Dein Gesicht so schön und traurig, von der stillen Helle nur leise berührt. Der eine Deiner Arme hieng nackt herab, am Gelenk von einem Armband aus bräunlichem Gold umschlossen. Auch der andere war nackt und bog sich weich unter Deinem dunklen, duftigen Nacken. Du lächeltest, ein gütiges Lächeln. Deine Lippen liebten mich; und Deine Augen glänzten, als sie mich ansahen, in einem feuchten Schimmer, wie zwei Seen, bebend im Mondlicht. Ich rief Dir zu: „Jeanne, meine kleine Jeanne!" und Du erwidertest voll Liebe: „Hans, mein kleiner Hans!"

„Ich habe Dich diese Nacht gesehen. Ein Mann trat zu Dir ins Zimmer, ein kleiner, reicher, hässlicher Mann, und das Zimmer war warm und verschlossen. Und dann hörte ich lachen, ein leises Lachen, welches das Kissen erstickte, Dich und ihn hörte ich lachen. Dann hörte ich küssen, Küsse, die das Kissen erstickte, Dich und ihn hörte ich küssen. Und flehentlich habe ich Dir gerufen: „Jeanne, meine kleine Jeanne!" Aber Du antwortetest nicht: „Hans, mein kleiner Hans!"

„Ich habe Dich diese Nacht gesehen. Die beiden Köpfe schienen nur ein Kopf, die beiden Körper nur ein Leib. Und die Küsse stöhnten und die Lippen bissen. Da habe ich geweint, geweint, geweint

und auf den Knien habe ich Dir gerufen: „Jeanne, meine kleine Jeanne!“ — Aber Du hast nicht geantwortet: „Hans, mein kleiner Hans!“

„Ich habe Dich diese Nacht gesehen. Der kleine, reiche, häss-liche Mann war trällernd weggegangen. Und Du bist allein zu-rückgeblieben, ganz allein. Aber neben Dir hatte der kleine, reiche, hässliche Mann eine große Cassette zurückgelassen, aus welcher das Gold wie aus einem Brunnen strömte und sich auf das Bett rings um Dich ergoss. Und das Gold stieg an und Du stiegst mit dem Golde. Du tauchtest Deine Hände, Deine lüsternen, ins Gold; Du nahmst es mit beiden gierigen Fäusten; Du ließest es wie gelbe Bäche über Deinen Leib rieseln. Gold, ja, Gold! Welch köstliches Bad! Ein Weihwasser, das alle Schmach abwäscht. Noch Gold, noch! Du lachtest, lachtest, lachtest fortwährend! Das Gold rieselte fortwährend! Und wie Du früher meine Thränen nicht gesehen hattest, so sahest Du jetzt nicht mein Blut, das roth und rauchend aus meiner Brust floss, wie das Gold aus der Cassette. Und blass und sterbend schlich ich mich weg zum Flusse. Leb wohl, kleine Jeanne; — den kleinen Hans — den gibt's nicht mehr.“ —



4*



Bisher erschien:

Der Mann mit dem Pferdekopf. Novellen.
Umschlagbild und Buchschmuck von Heinrich Nisle.

Die Freunde ihres Vaters.

Die kleine Dora haßte sie insgesammt, die Freunde ihres Vaters; haßte sie unbewußt und ohne eigentliche Gründe. Das Ekelhafteste war ihr, daß sie von allen geküßt wurde, so oft man sie „vorführte“, wie ihr Vater es nannte. Käthe, die alte Haushälterin gab ihr zwar auch bisweilen einen Kuß: abends beim Schlafengehen oder bei sonstigen Gelegenheiten. Die roch nach einem seltsamen Gemisch von Zwiebeln, Grünzeug, Küchendampf und Speisen; aber daran hatte sich Dora längst gewöhnt, und sie liebte das rauhe, runzelige Gesicht der Alten.

Jedoch bei diesen eleganten Männern mit den gelangweilten Gesichtern, den hohen, weißen Kragen, den gesteiften Hemdeinsätzen, die sich aus ihren Westen drängten und sich wie Bretter anfühlten, genierte sie der scharfe, beizende Cigarettengeruch und der sauersüße Duft des genossenen Weines, der meist von ihnen ausgieng. Und noch manches andere; das Geküßtwerden war ihr geradezu widerlich und erschien ihr als eine ganz überflüssige Sache.

Papa allein küßte sie nie. Seine einzige Liebkosung bestand darin, daß er ihr über die Wangen oder über die langen, losen

Haare strich und sie hübsch nannte. Süßigkeiten und Spielzeug erhielt sie von ihm, so viel sie begehrte, und sie fragte kaum nach dem, was ihr die anderen gelegentlich mitbrachten. Keinesfalls brauchte sie sich dafür von diesen alten Männern küssen zu lassen. Denn alt, das waren sie; die meisten von ihnen wohl ebenso alt wie Papa selbst und der zählte schon fünfunddreißig Jahre.

Eines Abends gab ihr Vater ein großes Gelage, zu dem sie alle vollzählig erschienen waren. Bis in das entfernte Hinterzimmer drang ihr Lachen und Singen, das misstönente wirre Durcheinander ihrer Stimmen, so dass Dora lange nicht einschlafen konnte. Mitternacht war längst vorüber, als ihr Vater der alten Käthe schellte und ihr befahl, seine kleine Tochter aufzuwecken, recht hübsch anzukleiden und vorzuführen.

Da ihr Herr keinerlei Widerspruch duldete, mochten seine Einfälle auch noch so sinnlos sein, gieng die Alte sofort hinüber. Mürrisch und unsanft rüttelte sie Dora aus dem Schlafe; sie war wüthend auf ihren Herrn, auf die ganze tolle Gesellschaft. Sie knuffte und zerrte an dem Kinde herum, während sie ihm die Haare auskämmte und ein kostbares, weißes Spitzenkleidchen überwarf. Die ungewohnte und unverdiente Unfreundlichkeit Käthes trieb Dora Thränen in die Augen, doch sie erinnerte sich sofort: sie durfte ja nicht weinen, Papa hatte es strengstens verboten; er konnte weinende Mädchen und Frauen nicht ausstehen; sie seien hässlich; er aber liebte nur, was schön war; und es gelang ihr, die Thränen zu unterdrücken.

Als sie bei den Herren eintrat, erhoben sie sich respectvoll; sie verbeugten sich und streckten ihr die Kelchgläser entgegen, in denen der gelbe Wein in Perlen auf- und niederschäumte. „Die kleine Jungfrau soll leben! — Die Jungfrau, die Jungfrau — hoch, hoch!“ jubelten sie; dann stießen sie an und leerten ihre Kelche; sie brachen in ein lautes, schallendes Gelächter aus; die Gesichter der Meisten

waren geröthet und verzerrt. Nun wurde Dora der Reihe nach von ihnen auf den Schoß gezogen. Jeder wollte einen Kuss von einer „Jungfrau“ haben. Doch keiner behielt sie lange; sie war zu ungeduldig und zappelte vor Missmuth und Aerger; sie verschmähte das Obst und das Backwerk, das sie ihr boten; sogar von dem schäumenden, süßen Wein zu nippen, den sie kannte und liebte, schlug sie aus. Langsam begann sich in ihrem Bewusstsein das Gefühl zu klären, das sie zu den Freunden ihres Vaters in sich trug. Sie waren: abscheulich, abscheulich!

Ihr Vater saß mitten unter ihnen wie ein Fürst; er allein gefiel ihr, und sie betrachtete ihn mit einem Interesse, als hätte sie ihn nie zuvor gesehen. Sein vornehmes Gesicht war kaum dunkler gefärbt als gewöhnlich. Die schmale, gebogene Nase sprang scharf daraus hervor, ihm einen Ausdruck von Herrschsucht und Kühnheit verleihend; seine Augen funkelten über von Kraft und Lebensgefühl.

„Ist sie nicht ein reizender Fratz?“ sagte er voll Stolz, indem er seinen langen Schnurrbart strich. „Sie wird noch schöner als ihre Mutter es gewesen, und die war aufsehenerregend, tadellos — eine Pracht!“

„Warum hast Du die eigentlich nicht geheiratet, war doch aus ziemlich guter Familie?“ Ein bleicher, blonder Mann that die Frage. Sie nanten ihn den reichen Baron, die alte Käthe aber sagte, wenn Papa es nicht hörte, „der Lausbub“.

Er lag wie ein knochenloses Wesen in einem Schaukelstuhl und hielt gerade Dora auf seinen Knien. Mit sichtlicher Anstrengung schob er die schweren Lider, die seine ermatteten Augen halb bedeckten, etwas empor. Doras Vater lachte leise; es klang beinahe wie ein Pfeifen.

„Wozu?! Ich habe ja vollauf gehabt und bekommen was ich wollte — so war's bequemer — ja, mehr als ich begehrte, kam: der kleine Fratz! — Mein Gott, damals! Diese Thränen, diese Vorwürfe und tausend Unbehaglichkeiten! Donnerwetter, wenn ich an jene Zeit zurückdenke — und als sie dann in ihrer Verrücktheit gar . . . . ." Er schüttelte sich, that einen Zug aus seiner Cigarette und blies blaue Ringe in die Luft. „Erst drei Jahre später bekam ich das kleine Ding, das Kind, zufällig 'mal zu Gesicht. Ich erkannte sofort, dass es Rasse habe, ein Prachtexemplar sei, und beschloss, es aufzuziehen, und nun macht er mir wirklich Spass, der kleine Fratz."

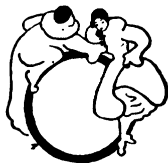
Dora biss plötzlich den blassen, blonden Herrn, von dem sie vergebens loszukommen strebte, mit ihren spitzen, feinen Zähnen in den Finger. Ein Tropfen Blut sickerte ihm unterhalb des elegant zugeschnittenen Nagels über die wohlgepflegte Hand.

„Der Teufel, die kleine Bestie beißt!" rief er und ließ Dora unsanft zu Boden gleiten, wo sie liegen blieb und laut aufweinte.

Es lag ihr nichts mehr daran, ob es Papa gefiel oder nicht; sie empfand ein dumpfes Weh im Herzen, sie fühlte, dass das, was er gesagt hatte, Verächtliches, Beschämendes für die todte, nie gekannte Mutter enthielt. Ihr Vater fuhr zornig auf. „Schlangenbrut!" knirschte er. Er packte sie von hinten im Genick, wie er seine Hunde zu packen pflegte, so dass die Spitzen ihres Leibchens in Fetzen rissen, hob sie hoch und schleuderte sie auf die Ottomane in der Ecke. Dann drohte er ihr zum erstenmale mit Schlägen, wenn sie nicht gleich zu heulen aufhöre; und sie gab keinen Laut mehr von sich.

Die Männer hatten bald die Anwesenheit des Kindes vergessen; sie sprachen weiter, ohne Rücksicht auf die scheinbar Schlummernde zu nehmen; sie sprachen noch viel: über ihre todte Mutter und über alle Frauen, die es auf der Welt gab; sie sprachen höhnisch und brutal von ihnen — und Dora hasste sie immer bewuss-

ter, immer stärker, und ihren Vater ebenfalls, ja den mehr als alle andern zusammen. Wenn sie auch diese Reden kaum theilweise verstand, so ahnte sie doch instinctiv die schweren Kränkungen, die ihrem Geschlecht angethan wurden. Und diese Reden ihres Vaters und seiner Freunde prägten sich ihr tief ein; sie legten sich wie Räthsel in ihr Gedächtnis und ließen ihr keine Ruhe, bis die rinnende Zeit sie löste: Wort um Wort, Satz um Satz, und langsam ihren Hass in Verachtung umwandelte.





Bisher erschien:

Tagebuch eines Priesters. Nachgelassener Roman. Autorisierte Uebersetzung von Luise Wolf.
Umschlag von Hans Eisterer.

Weihnachtsabend.

Weihnachtsabend mit Weihnachtslicht aus den Fenstern,
Prangende Weihnachtsbäume in guten Stuben,
Weihnachtslieder durch die Spalten der Thüren!

Ich schwankte allein durch die Straßen
Und lauschte dem Kindergesange.
Ich setzte mich hin auf die Treppe
Und dachte meiner todten Mutter.

Und ich gieng hinaus auf die Felder —
Hinaus — hinaus zu den Sternen.
Mein Schatten glitt hin über Schatten
Von kahlen, armseligen Bäumen.

Ich fand ein Todtes im Schneegefunkel,
Schneeweihnachtslichte,

Ein Todtes, das leise noch zuckte,
Einen kleinen, erfrornen Sperling.

Und ich gieng heim in meine Kammer
Und steckte ein Licht in meine Flasche.

Ich steckte ein Licht in meine Flasche
Und legte die Bibel auf meinen Koffer.

Ich kniete hin vor meinen Koffer
Und blies den Staub von meiner Bibel.

Ich faltete die Hände auf meiner Bibel
Und weinte.

Namenlos.

Dunkle Nebel senken sich auf die Bäume, auf den Rasen,
Keine Farbe haben die Blätter und kein Grün hat das Gras.
Flackernde Lichter sind wie gelbe Pupillen —
Gelbe Pupillen, die breiten so seltsam sich aus.
Niemand ist da, der lacht oder stöhnt in des Parkes Gängen.
Ich huste. Mein Husten klingt wie Gespensterräuspern.
Ich gehe. Mein Schritt ist wie Geisterschritt.

Doch in des Parkes dunkelstem Gang, wo keine Lichter brennen,
Sitzt auf einsamer Bank, versteckt in Bäumen, eine Dirne.

Verschleiert sind ihre blassen Züge, schwarz verschleiert,
Hinter dem schwarzen Schleier sind Augen, die seltsam glimmen.

Und mich erfasst eine wehmüth'ge nächt'ge Freude,
Dass ich im Dunkel, in todter Nacht, ein menschlich Wesen treffe;
Ich setze mich still nieder, zieh schweigend den Schleier fort,
Näh're meine Augen den ihren, meine Seele der ihren.

Lautlos fallen Blätter nieder.
Sacht lege ich mein Ohr hin an ihr Herz . . . . .
Und breche in Thränen aus und weine in ihre kalten Handschuh',
Weine und weine, und weiß nicht, warum ich weine.

Sie stößt mich nicht fort;
Behutsam trocknet sie mir die Augen.
Und ich packe ihre Hände in Angst und Bangen
Und bitte sie flehentlich: Birg mich, birg mich, birg mich!

Dunkle Nebel senken sich auf die Bäume, auf die Seele.
Keine Farbe hat das Laub und kein Grün hat das Gras.
Doch in den Nebel fallen lautlos schwarze Blätter
Und im Dunkel sitzt, versteckt auf einsamer Bank, eine Namenlose
Und birgt an die heiße Brust eines Kranken Gesicht,
Und birgt in die weichen Hände eines Zuckenden Augen,
Und niemand, außer Gott, vernimmt sein lautes Schluchzen,
Und niemand, außer Gott, vernimmt ihr tröstendes Flüstern.



Bisher erschien:

Der Hinterbliebene. Kurze Novellen.
Mit Umschlagzeichnung von A. Grosz.

Der Gemeine. Schauspiel in drei Aufzügen.
Umschlagzeichnung von Hans Eisterer.

Die Gedenktafel der Prinzessin Anna.
Umschlagzeichnung von Emil Orlik.

Im Laufe des Jahres 1902 erscheint

Gesang der Liebe.

Ein Tag.

In Ischl, auf der Esplanade. Es ist Mittag und die Curkapelle spielt. Viele Menschen gehen auf und nieder, sitzen auf den Bänken, stehen in Gruppen plaudernd beisammen. Zwei alte Herren an einem kleinen Tische vor dem Café. Der eine von ihnen, Robert, noch ziemlich frisch, aufrechte Haltung, vielleicht ein wenig zu jugendlich gekleidet. Der andere, Ferdinand, hat ein gütiges Greisenantlitz, weiße Haare, viel Noblesse und eine leichte Traurigkeit in den Augen.

Robert (einem jungen Mädchen nachblickend, das eben vorübergeht): Donnerwetter, die ist hübsch!

Ferdinand (ihr gleichfalls nachsehend): Ja, ich kenne sie schon, die hat so viel Musik in ihren Bewegungen. Reizend ist sie!

Robert: Sie ist vom Theater hier? Nicht wahr?

Ferdinand: Ja, ich glaube.

(Kleine Pause. Sie blicken in das Gewühl, das an ihnen vorüberströmt.)

Robert: Ueberhaupt . . . was?

Ferdinand: Ja — es ist wundervoll! Diese schönen, schönen Menschenkinder, die man hier beisammen sieht.

Robert: Weißt Du nicht — hat sie ein Verhältnis?

Ferdinand (überhört das): Ich werde immer traurig, wenn ich so hier sitze, und das viele frische Leben ringsherum spüre . . .

Robert (lächelnd): Hast Du noch nicht genug?

Ferdinand: Nein, (seufzend) nein! — — — — — — Das ist ja das Entsetzliche, dass man nie genug hat, nie! dass man innerlich nicht müd' wird an dieser Welt . . .

Robert: Innerlich — das hilft freilich wenig. Bei der Kleinen da, schon gar nicht. Da darf man auch äußerlich nicht müde sein.

Ferdinand: Ach, ich denke gar nicht an die allein. Was ist sie mir? Auch nur eine Botschaft, dass es jetzt vorbei ist.

Robert: Aber doch auch eine Botschaft, dass es einmal war, nicht?

Ferdinand: Jawohl. Dieser ganze Sommermorgen, der mein altes Herz hier umgibt, ist eine Botschaft davon. Da, schau die Traun an, die da vorbeifließt, gerade so wie früher. Mir ist, als müsste ich aufstehen, an das Geländer treten und den Fluss

hinunterschauen, ob ich nicht meine Jugend irgendwo noch auftauchen sehe, die er mit sich fortgetrieben.

Robert: Unsere Jugend! . . . wo ist die schon . . . .

Ferdinand: Und die Berge da mit den dunklen Wäldern, mit den grünen Wiesen, die weißen Wege — alles das — so treulos stehen sie da in ihrer Schönheit — ich hab' sie nicht mehr — ich sehe die Gipfel, auf denen ich einst gestanden, ich blicke hinauf zu den Spitzen, die ich einst erklommen und die mein Fuß nun nie wieder betreten wird — und ich nehme Abschied von ihnen, für immer.

Robert: Das wäre noch das Geringste. Wenn ich sonst alles noch hätte . . .

Ferdinand: Mir ist das nicht das Geringste. Mir ist alles ein Ganzes. Alles fließt mir zusammen in eine einzige Erinnerung, die Erinnerung an den Besitz. Besessen hab' ich diese Natur, einstmals, in den Höhen und in den Tiefen, die Berge und die Wälder, und den Sonnenschein, und den blauen, fröhlichen Himmel, und die Frauen und die Liebe, und die Arbeit, und alles, alles, alles zusammen. —

Robert: Ja, Du! Du hast genießen können, wie wenige.

Ferdinand: Darüber bin ich heute noch froh. Das Gefühl davon ist jetzt mein einziger Besitz.

Robert: Man sollte nicht alt werden — oder wenigstens vergessen können.

Ferdinand: Vielleicht wäre das gut. Aber ich, ich lasse mich hier immer fortreißen, ich tauche immer wieder unter in Vergangenheiten, und besonders hier . . .

Robert: Ja, hier! Hier geht's mir auch merkwürdig.

Ferdinand: Hier in Ischl ist man aus seiner Großvaterstube herausgerissen und förmlich ausgesetzt; vom Ofen weg

wieder mitten in den Sommer, in die Jugend hinausgeschleudert. Im Winter spinnen wir uns doch ein. Das Spiel, die Kinder, ein bißchen Theater — aber hier, in Ischl, da sitze ich, und wie die Leute vorbeigehen, ist es mir, als ob mein Leben, meine Jugend vor mir defilieren würden, als giengen alle glücklichen Stunden von einst festlich geputzt, mit lachenden Gesichtern an mir vorüber und grüßten mich, und diese lächerliche Musik dort drüben spielt dazu auf, wie sie mir ehemals zu meinen frischen Tagen aufgespielt hat.

Robert: Ach ja, ehemals . . .

Ferdinand: Wenn ich daran denke, wie ich einst hieher gelaufen bin, von oben, von Reiterdorf herunter. Da bin ich zeitlich früh schon im Wald gewesen, hab' studiert oder gearbeitet. Dann kam ich vollgesogen von Gedanken, Plänen, Hoffnungen daher, jeder Schritt ein Einfall, jeder Blick ein Erlebnis, eine Bereicherung, und dieses herrliche körperliche Gefühl von Kraft, das einen durchdringt. Ach ja — ich weiß es noch, ich weiß es noch, wie wenn es heute wäre: Wie ich in den Menschenschwarm eingedrungen bin, wie mir die Luft geschwängert schien von köstlichen Verheißungen. Da waren mir die Dinge nicht die Dinge an sich; hinter allen war etwas, etwas Geheimnisvolles, etwas Wunderbares, etwas, das für mich bestimmt schien . . .

Robert: Ueberhaupt — Ischl! Es ist ein merkwürdiger Boden. So recht ein Ort, um jung zu sein — —

Ferdinand: Das hab' ich erprobt. Ischl ist der Ort, wo ich am glücklichsten gewesen bin, und — allerdings nur einen Tag — am unglücklichsten.

Robert: Einen Tag unglücklich, sagst Du?

Ferdinand: Ja — —

Robert: Bei mir ist's umgekehrt. Ich war nicht oft da, war also nicht in der Lage, das eine oder das andere zu sein, aber einen Tag lang war ich hier glücklich, sehr, sehr glücklich!

Ferdinand: Sei froh, daſs der eine Tag gut war. Mir dämmern die vielen frohen Sunden ineinander — ich kann sie jetzt nur mehr schwer absondern. Wie auf einen lichten Schein blicke ich auf sie zurück. Aber dieser eine Unglückstag, der hebt sich dunkel von ihnen ab, der steht noch immer deutlich vor mir . . .

Robert: Was war's denn? Weiß ich davon?

Ferdinand: Nein, Du weißt nichts. Ich kannte Dich damals noch gar nicht, und nachher hab' ich Dir nichts davon erzählt. Sonderbarerweise hab' ich mich immer gescheut, davon zu sprechen . . .

Robert: Was war's denn?

Ferdinand: Nichts. Eigentlich ein Nichts, oder sehr viel. Es war eine Empfindung — sie thut mir heute noch weh . . . Damals . . . es war die große Liebe — ich habe Dir oft von ihr gesprochen —

Robert: Ja — ich lernte Dich ja das Jahr darauf kennen. Du warst noch tief im Abschiedsschmerz drinnen . . . .

Ferdinand: Ganz recht, ja, ja, als ich Dich traf, da war alles vorbei . . .

Robert: Damals hast Du mir allerdings manches erzählt, aber nichts von Ischl . . .

Ferdinand: Nein, von Ischl nichts. Aber in Ischl, an jenem Tag, da war der Anfang vom Ende — die Todesbotschaft unserer Liebe . . .

Robert: Nun — willst Du's erzählen?

Ferdinand: Ach nein! Es läßt sich gar nicht erzählen, es war nichts — — Wir hatten uns am Morgen gesehen, beim Frühstück, in ihrem kleinen Garten da droben im Edelmoos. Ein Tag wie heute. Dann mußte ich auf die Bahn, meine Eltern kamen an. Als ich mittags zu ihr zurückkehrte, war sie zerstreut, nervös, und ihre Augen — nie vergesse ich diese Augen — so viel Lüge war auf einmal in ihren Blicken, so viel schlechtes Gewissen. Sie sagte mir, sie habe für Nachmittag mit ihrer Freundin eine Partie verabredet. Mich überfiel das Misstrauen plötzlich, wie ein Fieber. Nie vorher war ich misstrauisch gewesen. Auf einmal — ihr ganzes Wesen ergriff mich so stark. Ich verbot ihr den Ausflug. Sie hatte zuerst gesagt, es läge ihr nichts daran, sie wolle nur fort, weil sie dachte, ich müsse bei meinen Eltern bleiben.

Robert: Warum bist Du dann nicht mit ihr gegangen?

Ferdinand: Da waren verschiedene Complicationen, ich weiß das nicht mehr so genau — ich glaube, aus irgend einem Grunde konnte ich zu dieser Freundin nicht gehen . . . Sie versprach mir, zuhause zu bleiben, und ich gieng zu meinen Eltern, um zu speisen. Als ich zurückkam, war sie fort — fort — sie blieb den ganzen Tag, bis spät abends. Ich suchte sie, athemlos, voll Wuth. Ich war in Strobl, ich war in Steinkogel, überall verstört, ruhelos, gequält . . . zuletzt bei ihr, wo ich lange warten musste. Dann kehrte sie heim mit leuchtenden Blicken, aufgeregt und befangen, schuldbewusst und doch bebend von einem verhaltenen Glücksgefühl. Ich spürte das. Entschuldigungen, Ausflüchte, eine Geschichte voll Widersprüchen. Widersprüche, denen man nicht nachgehen kann — Du kennst das ja. Bei solchen Anlässen verflüchtigt sich jedes Wort, jeder logische Satz. — — Endlich, wie das immer ist, beruhigte ich mich; nicht durch ihre Betheuerungen,

sondern an mir selbst, an meiner eigenen Unlust, etwas Schlimmes zu glauben. Aber abends, da geschah es. (Leiser.) Sie war an meiner Schulter eingeschlafen, erschöpft von der Luft, von Abendhauch, von weiß Gott was! Ich wollte fortgehen und weckte sie. Ich hob sie leise auf und küsste ihren Mund. Da erwachte sie halb, und wie traumumfangen sprach sie — (hält inne).

Robert: Nun, was?

Ferdinand: Sie sprach . . . ach, das ist egal. Einige Worte, die sich auf irgend einen Fall bezogen, in dem wir beide nie gewesen, auf eine Situation, in der sie sich mit mir nie befunden haben kann.

Robert: Sie hat geträumt . . .

Ferdinand: Das sagte ich mir auch. Aber es war ein Traum von wirklichen Geschehnissen, es war wie ein Geständnis — — ich weiß das.

Robert: Woher?

Ferdinand: An ihrem tiefen Erschrecken hab' ich das erkannt, als ich ihre Worte wiederholte. Natürlich schob sie alles auf den Traum, natürlich war ich wehrlos dagegen. Aber von da an war ich nicht mehr so bewusstlos glücklich. Und seit damals hat es angefangen . . .

Robert: Und hast Du später erfahren? —

Ferdinand: Nie! Sie hat mir zuletzt Geständnisse gemacht, aber Du weißt ja, die Frauen gestehen nur Dinge, deren sie überführt worden sind. Was damals geschehen, hab' ich nie erfahren, (versunken) werde ich nie erfahren — — und es ist merkwürdig — das hat mich lange, sehr lange gequält. Dieser Tag hat mich noch geschmerzt, als ich meine Liebe längst schon überwunden hatte, fast möchte ich sagen, ich fühle heute noch etwas von jenem dumpfen Wehgefühl.

Robert: Ja, ja — wenn man alles wüßte . . .

Ferdinand (nickt).

Robert: Mein Tag . . .

Ferdinand: Ja, Dein glücklicher Tag — wieso hast Du mir ihn nicht schon erzählt . . .?

Robert: Ich war damals nicht einmal so glücklich, wie jetzt in der Erinnerung daran. Jetzt, weiß Du, jetzt entzückt mich dieses schnelle Siegen der Jugend, diese herrliche Fähigkeit der jungen Menschen, alles in einen Tag zu drängen, Anfang, Höhepunkt und Ende einer Liebe. Damals . . . damals hab ich's als etwas Selbstverständliches genommen. Aber heute — (lacht) heute ist das Erobern nicht mehr so leicht.

Ferdinand: Warum hast Du mir nichts erzählt . . .

Robert: Damals, als wir noch mehr von dergleichen Dingen sprachen, war's mir nicht der Mühe wert. So kleine Abenteuer bedeuten doch nichts — mir war es auch nichts. Nur heute, da, in dieser Sonne, fast genau an derselben Stelle, an der es passierte, tritt es lebendig vor mich hin, und wahrscheinlich schöner als es in Wirklichkeit war.

Ferdinand: Erzähle.

Robert: Es geht mir wie Dir, es ist fast nichts zu erzählen. Es war ein Jahr, bevor ich Dich kennen lernte. Ich kam hier durch, auf der Rückreise nach Wien . . .

Ferdinand: Wann?

Robert: August oder Juli, oder anfangs September, ich weiß es wirklich nicht mehr genau. Ich saß hier und frühstückte. Da kam ein Mädchen vorbei, wunderschön — ich kann nicht so beschreiben wie Du, kurz der Blick, mit dem wir uns ansahen — wie man sagt: es hat gezündet. Ich auf, und ihr nach. Sie merkt

das und geht über die Brücke. Drüben am anderen Ufer habe ich sie angeredet. Ich kann Dir das nicht so erzählen. Es war alles ganz selbstverständlich, wie bei alten Bekannten. Im Walde küssten wir uns, dann musste sie nachhause — sie war so ängstlich. Ich glaube, sie war entweder jung verheiratet, oder noch gar nicht, jedenfalls aus guter Familie. Die Angst, die sie hatte, gesehen zu werden, theilte sich mir mit. Ich wurde ganz nervös davon; aber zugleich erhöhte das auch den Reiz für mich. Das Ganze wurde dadurch auch abenteuerlicher. Gleich Nachmittag — sie musste nachhause — erwartete ich sie beim Aufgang zur Schmalnau. Ich fürchtete, sie werde nicht kommen, und ich hatte Sehnsucht, als hätte ich sie von je geliebt. Sie kam, und auch sie hatte sich nach mir gesehnt. Wir giengen wieder in den Wald. So toll stürzten wir einander in die Arme — als hätte man uns den Wunsch vieler Jahre endlich erfüllt, so toll — (lacht), dass ich sie mit einer Nadel stach — (lacht vor sich hin). Ich höre sie noch: Bitte, Kind, gib die Nadel fort, Du stichst mich . . .

Ferdinand: Was? . .?

Robert: Warum erschrickst Du so?

Ferdinand (nach einer Pause): Weißt Du, was Hermine damals aus dem Schlaf zu mir gesagt hat? „Bitte, Kind, gib die Nadel fort, Du stichst mich . . .“

Schweigen.

Robert: Du . . ich . . wenn ich . . das gewusst hätte . .

Ferdinand (steht auf): Lass nur — ich danke Dir.

Robert: Du gehst fort . . .

Ferdinand: Ein bisschen. Aber ich komme bald und dann erzählst Du mir weiter . . . (Pause) oder nein — dann sprechen wir von etwas anderem. (Er geht.)



Herbst 1901
erscheint:

Christa. Ein Evangelium der Schönheit.
Umschlag und Buchschmuck von Emil O r l i k.

Morgenconcert.

Wenn die Kinder früh erwachen,
Unter Jubeln, unter Lachen
Tollen sie im Hemd durchs Zimmer.
Draußen Sommerglanzgeflimmer,
Sonnenleuchten, Morgenglocken.
Die zwei Fräulein gegenüber
Schlafen noch. Sie schrei'n hinüber,
Schrei'n und lachen, jauchzen, locken:
„Fräulein Ella, Fräulein Martha,
Komm herunter, Fräulein Ella,
Komm zum Garten, Fräulein Martha,
Komm herunter, komm zum Garten!"

Fräulein Ella, Fräulein Martha-
Schlummern süß in ihren Betten,
Träumen noch von Seidenkleidern,

Rittern, Prinzen und Cadetten.
Und sie seh'n sie, Ständchen bringend,
Vor dem Haus in langem Zuge,
Und sie hören, zärtlich klingend,
Ihre schöne Morgenfuge:
„Fräulein Ella, Fräulein Martha,
Komm herunter, Fräulein Ella,
Komm zum Garten, Fräulein Martha,
Komm herunter, komm zum Garten!"

„Komm herunter, komm zum Garten!"
Durch den Morgen schrillt's mit grellen
Kinderstimmen zur Mansarde,
Zu dem alten Junggesellen.
Der, vom arg zerzausten Lager,
Springt zum Fenster, öffnet dröhnend
— Kinder haßt er, Frau'n und Katzen —
Und er ruft hinunter höhnend:
„Fräulein Ella, Fräulein Martha,
Komm zum Garten, Fräulein Martha!
Ihr abscheulich lauten Fratzen,
Wartet nur, ich will euch kommen!"

Lachen. Fluchen. Fräulein Ella,
Fräulein Martha steh'n am Fenster,
Vor dem Schrei'n des Junggesellen
Floh'n die Träume wie Gespenster;
Und, vom Schlaf noch schwer die Lider,
Schau'n sie in den blauen Morgen,
Und sie winken froh hernieder:

„Gleich, ihr Kinder, gleich, wir kommen,
Kommen gleich, euch abzuholen!
Dröhnt der Bass aus der Mansarde:
„Mag euch Der und Jener holen!“

Altes Ghettoliedchen.

Estherl, mein Schwesterl, was ist mir gescheh'n?
Ein Judenkind soll unter Christen nicht geh'n;
Die Mutter hat recht, aber jetzt ist zu spät,
Sie hab'n mich erkannt und gehöhnt und geschmäht
Und gezerrt am Haar und das Kleid zerrissen
Und Unflat und Steine nach mir geschmissen,
Estherl!

Estherl, mein Schwesterl, und da ist es gescheh'n,
Und da hab' ich den Ritter kommen geseh'n,
Mit dem Schwert an der Seite, mit dem Kreuz auf der Brust,
Und ich hab' ihn nur immer anschau'n gemusst,
Und sein Blick hat die Christen weggetrieben
Und er ist bis ans Thor bei mir geblieben,
Estherl!

Estherl, mein Schwesterl, was ist mir gescheh'n!
Ich werd' wieder, ich weiß, in die Christenstadt geh'n,
Und wenn sie mich stoßen, was liegt mir daran,
Wenn ich i h n nur noch einmal anschau'n kann,

Nur einmal! Dann sollen sie mich erschlagen . . .
Nur der Mutter, hörst Du, darf Du nichts sagen,
Estherl!

Dolche und Küsse.

In einem Hefte längst vergess'ner Lieder
Fand Anselm Poitou ein alt Gedicht.
Einst schrieb er's hin, da glühte sein Gesicht;
Es hieß: Auf einen Dolch. Kaum kannt er's wieder:

„Nun ist's genug der Blumen und der Lieder.
Nun poch' i ch an Dein Herz, m i r wehrst Du nicht,
Das heiße Wort, das m e i n e Zunge spricht,
Zwingt endlich Deinen kühlen Hochmuth nieder.

Ich will der Schlüssel sein zu Deinem Herzen,
Ich öffne mir das stolz verwehrte Haus,
Auf seiner Schwelle enden meine Schmerzen!"

Und Anselm lacht: „Ist das ein Wiederfinden!
Ein schlecht Gedicht!" Er strich den Titel aus:
„Auf einen Liebesbrief." Und schickt's Lucinden . . .



Bisher erschien:

Liebe. Volksstück.

Umschlagzeichnung von Emil Orlik.

Die Titel und Reihenfolge der nächsten Publicationen dieses Autors sind noch nicht definitiv festgestellt.

Märtyrer.

Simon Petrus.
Perpetua, sein Weib.
Paulus.
Ein Dekurio.
Erste Wache.
Zweite Wache.

Gefangene Christen.

Der Vorfall spielt in Rom.

Scene:

Kerker.

Der Zugang ist im Hintergrund, beiläufig zwei Meter über dem Boden, eine breite Steintreppe führt hinab. Eine massive Eisenplatte verdeckt den Eingang.

Früher Morgen. Die Scene ist vollständig verdunkelt.

Die Gefangenen (liegen in einem Winkel; horchen schwach in den Kerker dringendem Getöse. Die Männer zittern, die Weiber beten).

Petrus (sitzt verzagt auf den Stufen der Treppe).

Paulus (liegt rechts vorne, schlafend auf einem Stein).

Perpetua (liegt in seiner Nähe, horcht seinem Herzschlag, fühlt seine Hand, küsst sie; dann wendet sie sich seufzend ab und starrt in das Dunkel).

Einer der Männer (ängstlich): Hört Ihr das Tosen?

Ein Weib: Sie zimmern Kreuze für uns — —

Zweites: Und Brandpfähle.

Zweiter Mann: O jammervolles Ende!

Dritter (schreit): Gott hat sich ganz von uns gewendet! Der Nazarener hätte ewig schweigen sollen!

Vierter: Für Euch ist er nicht gestorben — Memmen!

Fünfter (zu Petrus): Du hast uns verführt!

Drittes Weib: Unsere Männer sind feig.

Viertes: Ja, feig! Du wirst am Brandpfahl anders reden.

Petrus: Weh Euch, Ihr Knechte! Ein Stein des Anstoßes, ein Fels des Aergernisses denen, welche sich an die Lehre stoßen und im Unglauben verharren, welchem sie auch bestimmt sind. Verzaget Ihr jetzt? Ich hoffte, dass Ihr die Prüfung Eures Glaubens, welcher viel kostbarer ist als vergängliches Gold, im Feuer erprobt, mit Muth ertragen werdet, und sehe mich getäuscht in Euch, die Ihr seid wie faule Früchte.

Erster: Wo ist die Kraft Deines Wortes? Warum kommen nicht Deine Cherubim und zertrümmern die Burg und vernichten die Macht des Kaisers?

Zweiter: Wo ist der Löwe, der zum räuberischen Adler spricht: Du hast die Lügner geliebt und hast die Städte der Fleißigen zerstört und ihre Mauern niedergerissen, obgleich sie Dir nichts gethan haben!

Petrus: O Ihr Kleinmüthigen! Ihr hört bloß das Wort und schaut nicht in seine Geheimnisse. Ihr Wortdeutler und Klügler! Wie? Ihr weint und klagt, weil Euch der Kaiser seinem Grimm und Wahn opfert? und wollt Nachfolger des Messias, Kinder Gottes sein? Ei! Warum umgürtet Ihr Euer Gemüth nicht und seid nüchtern und setzet Eure ganze Hoffnung auf die Gnade dessen, der da wiederkommen soll . . .

Paulus (der erwachte, ruft): Warum sagst Du soll? und sagst nicht, dass sein Geist unter uns weilt und im Gläubigen wohnt allezeit? Willst Du die Menschen vor dem Tode stärken und kannst nicht Trost Deinen Brüdern, Stütze den Schwachen sein, Kephas?

(Die Eisenplatte des Eingangs wird von außen gehoben. Blendendes Sonnenlicht fällt in den Raum.)

Alle (bis auf Paulus schreien auf und verdecken sich die Augen): Meister! — Gebenedeit seist Du, Sohn Gottes!

Einige: Seht, seht! Ein Wunder!

Einige Frauen (ekstatisch): Der Meister! — Ich küsse den Saum seines Kleides. — Messias!

Ein Dekurio (kommt mit einer Rotte, lässt am Eingang zwei Wachen zurück, steigt mit der übrigen Mannschaft hinab und lässt Petrus, sowie die übrigen Männer, bis auf Paulus, binden).

Perpetua (wirft sich auf die Erde): Meister! Ich fühle Deinen Athem mich umfächeln wie den Duft von weißen Lilien.

Einige Männer (flüsternd): Der Meister weilt unter uns. — Er weilt in uns!

Petrus (reicht nach langer, stummer Pause Perpetua die Hand): Leb' wohl, Du folgst mir nach. O Jammer, dass ich so bald mein Leben schließen muss und ohne fertige Arbeit in das

Haus des Vaters gehe. Er wird unzufrieden mit dem Knecht sein. (Weint.)

Perpetua (wendet sich von ihm ab).

Erste Frau (sich erhebend): Trauert mit mir, der Meister ist entschwunden.

Einige der Gefangenen (wieder entmuthigt, werfen sich laut jammernd auf den Boden).

Andere (umklammern Paulus' Füße): Rette uns! Errette Du uns aus der Gewalt des Thieres mit den eisernen Zähnen. Errette uns vor dem Martertod!

Wieder andere (sinken in die Kniee): Herr, Herr! Siehe, wir glauben an Dich und lobpreisen Deinen Namen. Unsere Zunge wird nicht müde, Dein Lob zu singen und zu preisen Deine Herrlichkeit in Ewigkeit. Herr, Herr! Lass' uns nicht elend zugrunde gehen.

Einige (blieben aufrecht stehen, sind an die Treppen geschritten und warten ungeduldig der Jammernden).

Einer aus dieser Gruppe (umarmt sein Weib): Der Gott aller Gnade, der uns durch Christus zu seiner Herrlichkeit berufen hat, stärke Dich bei Deinem letzten Gang, wie er mich wunderbar gestärkt hat. Es geschehe sein Wille, neben dem der des Kaisers verschwindet. Trockne Deine thränenfeuchten Augen.

Das Weib (frei): Ich weine nicht mehr, denn ich habe die Hoffnung auf ein Wiedersehen in mein Herz geschlossen, und sie jubelt dort, trotz Todesnähe, wie die singende Nachtigall nächtlich in den Büschen am Kidron.

Die vor Paulus Liegenden: Hast Du die Heiden bekehrt und erlöst vom Tode, so hilf auch uns, Deinen Brüdern nach dem Gesetz!

Paulus: Ihr fordert Lohn für Euren Glauben, die Heiden aber fanden ihn darin. Ihr habt Ohren, um zu hören, und verstehet

nicht, und habt Augen, um zu sehen, und sehet nicht. Ich sage Euch, kein Kaiser kann das Volk Gottes richten, was Euch der Kaiser nimmt, ist das Unreine an Euch, und Ihr frohlockt nicht darob, dass Euch die Martern die Reinigung für den Himmel geben? Sündhaft werdet Ihr vor Gott erscheinen. Ich sage Euch, es ist schrecklich, sündhaft in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen. (Wendet sich ab.)

Die Rotte (treibt die Gefesselten mit Petrus dem Ausgang zu).

Petrus (oben an der Brüstung): Paulus!

Paulus (kurz): Was hast Du mir zu sagen?

Petrus: Sagst Du mir nichts zum Abschied?

Paulus: Ich kenne keinen.

Petrus: Gibst Du mir kein Wort mit auf den letzten Weg?

Paulus: Fühlst Du Dich wanken, Fels?

Petrus: Ich fühle, dass ich's niemals war. (Ab mit den anderen.)

Dekurio (ab).

Die Frauen (lagern sich auf den Boden und die untersten Stufen).

Paulus (lehnt sich an einen Pfeiler).

Perpetua (liegt zu seinen Füßen; er sieht sie mitleidig an).

Erste Wache: Diese Juden sind ein feiges Pack. Da hör' nur, wie die Weiber heulen, weil der Kaiser der Zerstreuung wegen ihre Männer kreuzigen und brennen läßt.

Zweite Wache: 's ist eine kraftlose Bande.

Erste Wache (zu einem weinenden Weib): He! Du — ja, Du schwarzes Rabenweib! Wenn Du durstig bist, trinke Wasser und sauf' nicht Deine Thränen.

Viertes Weib: Du Hundesohn aus Edom! Spottest Du unser? Lachst Du Israels? Das thaten vor Euch die Aegypter und Assyrer und Macedonier, aber da sie Gottes lachten, war ihre Strafe groß.

Zweite Wache (zur ersten): Lass' sie doch, necke nicht die Horde; ich kann ihr elendes Gekeif nicht hören, ohne an Eulengekreisch gemahnt zu werden.

Fünftes Weib (still weinend): Ihr raubt uns unsere Männer; Ihr habt uns alles geraubt.

Erste Wache (lacht).

Perpetua: Die Knechte lachen unsrer.

Paulus: Hör' sie nicht. (Sie aufhebend; nach kurzer Pause): Du sahst Jesus sterben — —

Perpetua (flammend): Ich sah ihn auferstehen! — Ihn, welcher war wie ein sprossender Oelbaum am Libanon. Ich sitze im Schatten seiner Aeste und freue mich mit meinem Herzen der Erbarmnis seines Vaters. Meine Seele singt und mein Herz lacht und hüpft und mein Geist ist fröhlich wie ein junges Reh, wie ein frischer Hirsch auf den Bergen der Könige.

Paulus: Du sahst ihn auferstehn! Weib! Dein Glaube ist fester als der Deines Mannes, der vor dem Tode um den Meister weint. Er war kein Schüler des Menschensohnes! Er war ihm nicht einmal Freund, denn er folgte nicht der Größe des Meisters, sondern seiner eigenen Hoffart, trachtend, Richter zu werden über einen der zwölf Stämme in Israel. Sie alle haben Jesum schmählich hintergangen! Als er starb, starb ihre Freundschaft mit, und hättest Du seine Auferstehung nicht geschaut, Simon hätt' wahrlich lang vergessen, dass ihn der Meister Kephas nannte.

Perpetua (schmiegt sich an ihn): Ich fürchte mich vor Dir — — —

Erste Wache (sieht hinaus): Da sieh nur, Metellus! Sie kreuzigen ihn mit dem Kopf zur Erde — sieh, wie der Hammer, der die Keile eintreibt, ihm dicht an dem Schädel vorbeisaust — ha ha ha, 's ist drollig, wie er mit dem Kopf ausweicht — da! ich glaube der Hämmerer treibt ihm die Schädeldecke ein.

Zweite Wache: Ein Feigling!

Erste Wache: Horch — er spricht am Kreuz.

Zweite Wache: Der Kerl muss immer sprechen.

Erste Wache: Er weint. Sieh', wie reichlich seine Thränen fließen.

Perpetua (aufhorchend, eilt an den Ausgang, sieht hinaus).

Zweite Wache (schleudert sie die Stufen hinab): Verdammtes Judenweib! Troll' Dich!

Paulus (fängt Perpetua auf).

Die Weiber (kriechen langsam und vorsichtig bis zum obersten Treppenabsatz und starren dann hinaus).

(Von außen hört man dumpfes Brüllen, Hammerschläge, dazwischen Feuerprasseln und Knistern. Schwache Tubenstöße. Rauchwolken ziehen vorüber und verfinstern für wenige Augenblicke die Scene.)

Zweite Wache (horcht): Was sagt er da?

Erste Wache: Er faselt was von Herrlichkeit . . .

Zweite Wache: In seinen Fetzen!

Erste Wache: 's ist ein unglaublich dummes Volk.

Perpetua (wimmernd): Er weint. — Hat ihn Gott verlassen?

Paulus: Er hatte Gott im Worte und nicht in der Seele. Ich sage Dir, Gott ist nicht Wort, und Gott wird nicht erzeugt, er

will errungen sein. Deines Mannes Thun war Menschenwerk, er hoffte auf das Weltreich des Menschensohnes und auf irdischen Lohn. — — Sage mir, liebtest Du Deinen Mann?

Perpetua: Ich habe ihm keine Kinder geboren. — Ich konnte Simon nicht mehr lieben, da er Ihn verleugnet hatte, und wenn ich dennoch den Spuren eines Simon folgte, so geschah es, meine Liebe, die der Sohn des Vaters in mein Herz gesenkt hat, allen Menschen, wie einen Hauch vom Himmel hinzugeben, dass sie sich mit mir freuen der Gnade unseres Vaters. — — Die Leute sagten auch, dass es mein Gatte Simon war, der des Pilatus Weib auf listige Art zur Schülerin dem Meister warb — ich hasste sie darauf beide; der Meister aber, der meines Herzens böse Regung kannte, strafte mich durch übergroße Milde, und ich bemeisterte den Hass und bat ihn in der Zerknirschung meines elendschwangeren Herzens um Vergebung. Er schenkte Ruhe meinen Sinnen, die der Sturm der blinden Eifersucht ergriffen hatte — — — doch mein Herz ist übervoll, es bebt. Ich fühle die Sünde wie eine Schlange nach meinem Herzen langen — ich zittere, wenn die Nacht gekommen ist und mein brennendes Auge rastlos im Dunkel jagt und kein Schlaf sich herabsenkt auf mich — — — Ich schlich heut' Nacht zu Dir und hört' Dein Herz pochen; es trieb mich, Deine Hand zu fassen, Deine Stirne zu küssen — wie ich die des todten Meisters küsste, ehe sie ihn in das Grab gelegt hatten. Das Blut quoll ihm aus den Wunden, ich zerstach mir die Lippen an seiner dornichten Krone und fühlte die Wollust mich durchrieseln, so dass ich schauerte und inniger die heiligen Wunden küsste — mein Mund blutete und mein Blut vermählte sich mit dem seinen. Ich weinte. — Ich erhob mich, als sie kamen, ihn hinabzulassen, mein Leib schmerzte wie unter schwerer Ketten Last — in meinem Herzen aber ward es stille, die rasende Flut ebbete zu spiegelglatter Fläche. — Ich berge einen

kostbaren Schatz in meinem Herzen und theile ihn mit allen. — Die Gnade ist unerschöpflich; für Tausende stehet eine Blume im Feld.

Paulus: Der Menschensohn hat Dich wunderbar beschenkt. Er hat Dich reicher gemacht, als ich jemals war.

Perpetua: Ich sehe fröhlich dem Tode entgegen. Er winkt mir zu, wie die reife Frucht der Traube in den Weinbergen Engadis, er duftet mir wie Myrrhen — und nicht schwarz, nicht in geheimnisvollem Dunkel sehe ich sein Reich. Siehe! Es schreitet ein Engel durch die nächtigen Haine, die im linden Hauch lüstig erzittern, und sanftes Mondlicht gehet von ihm aus und durchflutet das selige Land — — — Ich fürchte nicht den Tod, denn mein Herz ist unerschöpflichen Reichthums voll. — O! Der Tod ist der Lohn der Liebe. — An Deiner Seite, Paulus, will ich hinausschreiten, wenn sie um Dich kommen. — Schüler, Bruder, Geliebtester! — lass mich mit Dir sterben, denn das Leben ist ein Greuel den Liebenden. (Sie sinkt vor ihm nieder und klammert sich an ihn.) — Liebe, Paulus, liebe!

(Neue Rauchwolken ziehen vorüber.)

Die Weiber (beten).

Erste Wache: Ha, ha — der Kaiser ist gut gelaunt, er verschenkt Münzen.

Zweite Wache: Er wird wohl wieder singen und tanzen. Wehe, der nächste Morgen sieht ihn wieder als Rasenden.

Paulus: Als der Menschensohn die Nichtigkeit des Lebens mir offenbarte auf meinem Wege nach Damaskus, mir den Glauben an die Reinheit schenkte, da trug ich ihn zu jenen hin, die in der Finsternis noch wandeln. Ich hatte schwere Kämpfe mit mir durchzukämpfen. Wie Abram zweier Söhne Vater war, des Ismael, des Sohnes der Sclavin Hagar, und Isaaks, der freien Sarai Sohn, so hatte ich zwei Sprossen in meiner Brust: den alten starren Glau-

5

[illegible]

§ [illegible]

§ [illegible]

[illegible]

§ [illegible]

§ [illegible]

§ [illegible]

[illegible]

[illegible]

§ [illegible]

[illegible]

[illegible]

§ [illegible]

schön wie die Frucht in der Reife! Halte mich, o halte mich; — ich vergehe! — Simon hatte nie ein Wort der Liebe für mich, seine Reden waren wie die Aepfel aus Sodom. — Paulus! Sag' mir noch einmal, dass ich schön bin! — In meiner Brust fühl' ich das Tosen des Meeres, ein heißer Brandwind fegt darüber hin. Meister! Liebe! Liebe!

Paulus: Er ist die Liebe und die Wahrheit und das Leben!

Dekurio: Auf, Ihr feigen Hunde, auf, auf! (Ab mit den letzten Paaren.)

Erste Wache: Diese Juden schwatzen was zusammen!

Zweite Wache (sieht hinaus): Ha! Der Kopf des Paulus flog dem Cäsar wie ein Ball in den Schoß.

Erste Wache: Sieh, das Kleid der Kaiserin ist voll seines Blutes.

Zweite Wache: Doch sieh nur jetzt hin! Das Weib, welches mit ihm den Kerker verließ — siehst Du's? Siehst Du, was es thut?

Erste Wache: Beim Zeus! Sie trinkt das Blut aus seinem Rumpf und kreischt und lacht — — sie windet sich dabei wie eine Schlange am Boden. — Jetzt fasst man sie.

Zweite Wache: Die Juden haben abscheuliche Gebräuche.

Erste Wache: Ihr Kopf fliegt davon. Sie ist todt.

Die Wachen (gehen ab).

Die Eisenplatte fällt hinab, die Scene ist wieder vollständig dunkel.

ben meiner Väter und die Verheißung des Messias. Und das neue Licht entzündete ein Feuer in meiner Brust, das alle anderen Stimmen erstickte. So ward ich meiner Mannheit nie inne, und das Weib habe ich nie erkannt. Und doch ist das Weib die Liebe.

Perpetua: Paulus! (Sie blickt ihn lange an.)

Paulus: Erhebe Dich — sieh, unsere Henker kommen.

Der Dekurio (kommt mit einer Rotte und fesselt die Weiber).

Perpetua (schreitet mit Paulus, dem sie den Arm um den Hals gelegt hat, langsam der Treppe zu): Komm, komm! Hörst Du Musik? Lass' uns dort einziehen, wo die Seele in Reinheit dahinlebt und sich sanft an die verwandte Seele schmiegt, wie in stiller Sommernacht der Thau vom Hermon.

Paulus: Komm — wir haben das Paradies im Glauben an das Leben.

Perpetua (sich erschauernd an Paulus schmiegend, der die ersten Stufen ersteigt): Wie damals durchrieseln mich Ströme glühender Lust —

Erstes Weib (oben, in seliger Heiterkeit): Siehe, es staut sich das Blut der Gerichteten am Boden und ich sehe den Meister darüber hinwegschreiten.

Zweites Weib (ekstatisch): Einer Lilie in den Mohngärten der Reichen gleichet er in seinem leuchtenden Strahlenkleide!

Paulus (währenddem voll Wärme; zieht Perpetua an sich): Weib — wie schön bist Du!

Dekurio (treibt sie dem Ausgang zu): Auf, auf! Der Cäsar wartet, Euren Tod zu sehen!

Die ersten Paare (verlassen Psalmen singend die Scene).

Perpetua: Auf, Paulus, auf! Der Meister wartet! Siehst Du ihn aus dem Blut auferstehen? Er kommt uns näher — er ist

schön wie die Frucht in der Reife! Halte mich, o halte mich; — ich vergehe! — Simon hatte nie ein Wort der Liebe für mich, seine Reden waren wie die Aepfel aus Sodom. — Paulus! Sag' mir noch einmal, dass ich schön bin! — In meiner Brust fühl' ich das Tosen des Meeres, ein heißer Brandwind fegt darüber hin. Meister! Liebe! Liebe!

Paulus: Er ist die Liebe und die Wahrheit und das Leben!

Dekurio: Auf, Ihr feigen Hunde, auf, auf! (Ab mit den letzten Paaren.)

Erste Wache: Diese Juden schwatzen was zusammen!

Zweite Wache (sieht hinaus): Ha! Der Kopf des Paulus flog dem Cäsar wie ein Ball in den Schoß.

Erste Wache: Sieh, das Kleid der Kaiserin ist voll seines Blutes.

Zweite Wache: Doch sieh nur jetzt hin! Das Weib, welches mit ihm den Kerker verließ — siehst Du's? Siehst Du, was es thut?

Erste Wache: Beim Zeus! Sie trinkt das Blut aus seinem Rumpf und kreischt und lacht — — sie windet sich dabei wie eine Schlange am Boden. — Jetzt faßt man sie.

Zweite Wache: Die Juden haben abscheuliche Gebräuche.

Erste Wache: Ihr Kopf fliegt davon. Sie ist todt.

Die Wachen (gehen ab).

Die Eisenplatte fällt hinab, die Scene ist wieder vollständig dunkel.



Bisher erschien:

Kritisches Skizzenbuch.

Alt-Wiener Walzer.

Zart verschwebende Abendröthe
Gleitet über die Buchsbaumhecken,
Liegt in lebendigem Widerschein
Auf dem Amor mit der Flöte . . .
Sandsteinamor im Taxushain
Bläst die längst verstummte Flöte,
Will die alten Töne erwecken.
Von zerbröckelnder Marmorfiedel
Klingen kindische, rührende Liedel,
Artiger, sanfter Reigen
Küsst auf die Stirn das Märchenschweigen
Unter dem blassen Flieder . . . .

In trauriger Anmuth kommen sie wieder,
In schelmisch-zärtlicher Schwärmerei,
Mit gemessenen Schritten,
In gemessenen Sitten
Hand in Hand manch' junges Paar,
Wie's einstmals war,
Und zieh'n vorbei . . .

In geblumten Gewändern
Und seidenem Mieder,
An breiten Bändern
Der Hut aus lichtem Stroh,
Und süße Gesichtel d'runter,
Und dieweil die Füßchen manierlich
Im Kreuzbandschuh
Ihre Schritte setzen gar zierlich,
Blinzelt das Mädel zärtlich froh
Einem dort drüben zu. —
Doch der steht abseits vom tanzenden Trupp,
Fern solch' sündhaften Werken —
Ach, der dumme Bub
Will noch immer nichts merken . . .

In trauriger Anmuth kommen sie wieder
Unter den blassen Flieder —
Kindische, rührende Lieder,
Artiger, sanfter Reigen,
Voll innig schelmischer Schwärmerei,
Mit gemessenen Schritten
In gemessenen Sitten . . .

Die verliebten Gruppen,
Die zärtlich nah'n,
Gleichen feinen Puppen
Aus Porzellan, —
Sie plaudern im Reigen
Von allerlei,
Nur das, was jedem das Herz bricht entzwei,
Wird jeder verschweigen — — —

Mit brennenden Augen stiehlt
Dort einer sich fort,
Es traf ein giftig Wort,
Mitten ins Herz gezielt.
War ihm ein frommer Hort,
Damit hat eine gespielt — — —
Alles war Trug und Wahn
Leichtfert'ger Kinderhand,
Die gleich dem Spielzeugtand
Jung-junges Herz zerbricht,
Und was sie angethan,
Das ahnt sie selber nicht — — —

Zu langsammer Promenade
Auf eigensinnig gestutzte Pfade
Zerfließt das bunte Getriebe.
Nun löst der liebliche Reigen sich,
Sie wenden sich, sie neigen sich,
In tiefer, demüthiger Reverenz
Vor König Lenz
Und Fürstin Liebe.

Dämmerung — Märchenschweigen rings . . .
In dunkle, feuchte Gründe
Folgt ihrem Verschwinden in steinerner Starrheit
Der Blick der alten Sphinx,
Unbewegt
Von des ewigen Lebens wechselnder Narrheit,
Von des wechselnden Lebens ewiger Sünde . . .

Zart erwachende Morgenröthe
Gleitet über die Buchsbaumhecken,
Liegt in belebendem Widerschein
Auf dem Amor mit der Flöte,
Sandsteinamor im Taxushain . . .





Im Herbst 1901 erscheint:

Lou. Schauspiel in vier Aufzügen.

Gedichte.

I.

Wann kehrt dein Lieben wieder,
Du kaltes, müdes Herz?
Es blüht im Busch der Flieder
Und Nachtigallenlieder
Beklagen Trennungsschmerz.

Nur Du scheinst nicht zu wissen
Daſs Dein verbanntes Glück
Auf thänenfeuchten Kissen
Wird sehnend sterben müssen,
Kehrst Du nicht bald zurück!

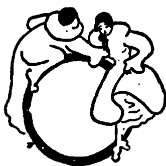
II.

Es ruft in mir nach einem großen Park,
Nach mondbeglänzten todtenstillen Weihern!
Da dürfte endlich meine Seele feiern —
Mein sterbenskranker Wille würde stark.

Ich fände wieder meiner Sehnsucht Ziel,
Das mir entfloh in weite Dämmerungen —
In tiefstem Schweigen hielte dann umschlungen,
Die reine Nacht mein leidendes Gefühl.

III.

Einen Schwachen so besiegen,
Dass er dann gestärkt sich fühlt
Und vom Geiste seines Gegners
Ihm ein Hauch die Wunden kühlt;
Einem Starken unterliegen,
Ohne Hohn ihm zu bezeigen:
Diese edle Art, zu schlagen,
Ist nur großen Siegern eigen.





Im Laufe des Jahres 1902 erscheint:

Im Himmelreich. Roman.

Morphium.

Da ist er wieder. Mitten aus tiefem, traumlosem Schlaf fährt sie auf. Natürlich sieht sie ihn gleich. Er steht neben ihrem Lager, starrt sie an, grinst und zieht langsam die Hand zurück, mit der er sie gefasst hatte. Sie begreift gar nicht, dass andere ihn nicht auch sehen können. Es ist ein Riese, der sich gebückt hält. Richtete er sich auf, so würde er die Decke durchstoßen. Sein Gesicht ist zusammengesetzt aus den Zügen aller jener Menschen, die sie geliebt hat und verachten lernte, aus denen des Gottes, an den sie nicht mehr glauben, und denen des Dämons, den sie nicht mehr leugnen kann. Es ist das Gesicht des „Feindes“. Jeder von uns hat diesen Feind, aber nicht jeder kennt ihn. Für manchen bleibt er lang ein Schatten, im Verborgenen. Lässt ihn lang seinen Weg gehen, als kümmere er sich nicht um ihn. Aber er lauert, lauert immerfort. Und zur rechten Zeit springt er hervor und fasst die Beute. Er ist immer hungrig, wird niemals satt. Blut, Fleisch, Knochen, Nerven, Gehirn und Eingeweide, alles das ist seine Nahrung. Er wird mit jedem von uns geboren und überlebt uns alle. Er stirbt

überhaupt nicht, so lange es noch irgend ein Leben gibt, das ihm gleichzeitig zum Unterhalte dient, während er es bekämpft, um Alleinherrscher zu werden. Aber auch er ist nicht unsterblich. Er gräbt an seinem eigenen Grabe. Mit seinem letzten Unterthanen nimmt es auch ihn selbst auf. Wo keiner mehr ist, der leiden kann, da stirbt auch er, der „Schmerz".

Jetzt bohren sich seine Blicke in die der Frau, die schauernd, hilflos vor ihm liegt. Er sieht sie an, eisig, starr, und ihre Angst und seine Wonne steigt. Endlos scheint ihr der Augenblick. Hat aber die Henkerfreude, mit welcher er sein Amt versieht, den Höhepunkt erreicht, dann schließt er die Augen, genießt die Wollust in sich, schlürft sie ein bis zum letzten Athemzug des vor ihm hingestreckten Opfers. Streckt er den Arm, dann schwellen die Sehnen über den mächtig gewölbten Knochen. Die straff gespannten Muskelbänder kreuzen einander. Seine Hand ist schüsselflach, braun, behaart. Ein Menschenherz hat Platz auf ihr. Es wird vollkommen bedeckt, verschwindet, wenn die polypenartigen Raubfinger sich über ihm zur Faust schließen, mit ihren feuchten Häuten sich ineinander saugen und die spitzen Krallen sich bis zur innersten Kammer graben.

In dem Augenblicke, da der Schmerz sich ihr nähert, verschärfen sich alle ihre Sinne. Sie ist sofort wach, hellsichtig, tausendfach rascher und klarer in allen Wahrnehmungen als sonst. Schleicht er sich auf seinen schwammig-glatten Sohlen noch so weich und geräuschlos ein, so hört sie es trotz des wüsten Straßenlärmes, wenn er den Fuß über die Schwelle wendet. Ihr Auge sieht ihn durch die dichteste Finsternis über die Treppen kriechen und sich in der entferntesten Zimmerecke verbergen. Sie spürt sogar den Hauch, der von ihm ausgeht. Es riecht nach halbwelken Tuberosen, rauchenden Wachskerzen und steifgestärkten schwarzen Crepeschleiern,

wenn er kommt, und nach viel Menschen. Es schmeckt nach einer Versammlung von „trauernd Hinterbliebenen“.

Am liebsten kommt er in der Nacht. Da ist das Zimmer ohne Leuchte. Nur das schwache Licht der Straßenlaternen fällt durchs Fenster. Die offene Terrassenthür knarrt und scharrt zuweilen in den Angeln. Sonst ist es stille. Ein großes, regelmäßiges Athmen geht durch das ganze Haus. Der Schlaf liegt darüber. Draußen weht stoßweise warmer, verfrühter Frühlingswind. Just von der Sorte, die noch immer einige, die sich durchaus betrügen wollen, mit dem Aufschluchzen begrüßen: Nun muss sich alles, alles wenden. Es wendet sich ja auch alles, aber zum noch Schlechteren. Dreh' nie ein Ding um, rath' ich Dir. Die untere Seite taugt meistens noch weniger. Und so lange es Höckerfrauen geben wird, werden die guten Aepfel immer obenauf liegen.

Der Wind bläst ab und zu das blasse Laternenlicht zur Flamme auf. Es wird dann roth und läuft zuckend, irr und wirr suchend nach dem, der es gethan, im Zickzack über die Goldschnitzereien des Pfeilerspiegels, verfängt sich im barocken Rankenwerk des Betthimmels, gleißt einen Moment im Krystallarm der Ampel, sinkt in sich zusammen, ist weg. Kommt dann plötzlich wieder, fahl, abgeblasst, als ob es noch etwas Vergessenes rasch, rasch holen müsste und nicht mehr genug Kraft hätte, es mitzunehmen. Es hellt die dunklen Winkel gerade bis zum Dämmergrau auf. Die weißen Rosen und Fliederbüschel dort fallen grell aus der Eintönigkeit heraus. Dann gleitet es über das helle Bärenfell des Tagruhebettes. Eine verstreute Nadel zu dessen Füßen glitzert auf. Und drüben, weiter rechts, zwischen den ernsthaften Pagoden des indischen Haustempelchens, flimmert der am vorhergehenden Abende abgelegte Schmuck in durchbroche-

ner, alterthümlicher Goldschale, wie ein, Buddha dargebrachtes Weihegeschenk.

Nun hebt der Peiniger wieder den Arm. Instinctmäßig wirft sich die Frau zurück, obwohl ihr die Erfahrung sagt, dass sie durch die heftige Bewegung kaum eine Minute Zeit gewinnt. Aber diese Minute ist ihr um ein Königreich nicht feil. Der Schmerz lacht höhnisch auf. Aber da er sieht, dass sie auf den Angriff vorbereitet ist, ändert er die Taktik. Sie presst die geballte Hand aufs Herz, dessen Schlag eindämmend, das Weh, das sie sich selbst zugefügt, gegen ihn zur Abwehr werbend. Er aber tupft nur leise mit dem Finger dicht neben ihre Faust und zieht ihn wieder zurück. Die Berührung hinterläßt ein Brandmal. Fünf solche setzt er im Kreise. Sie fließen ineinander. Machtlos sinkt der schützende Arm nieder. Jetzt ruht der Henker und beobachtet. Die Frau zählt. Bis zu zwanzig weiß sie, dass sie sicher kommt, wenn sie's nicht zu langsam macht. Manchmal bis zu zwei-, dreiundzwanzig. Weiter aber nicht. Jetzt ist der Bohrer an der Reihe. Er zieht ihn aus der Tasche und bläst darüber hin. Das abgestumpfte Ende wird davon glühend. Dann setzt er es auf die Brust der Frau, vergräbt es in die zitternden Spitzen des Nachtkleides. Langsam nur dringen die rissigen Windungen ein. Er aber dreht und dreht, bis alle sieben sitzen. Dann reißt er blitzschnell das fürchterliche Instrument wieder heraus. Man meint, ein Blutstrom müsse nachstürzen. Aber nein. Nur ein leichtes Rieseln und Zucken bleibt zurück, wie das Bewusstsein einer altverjährten Wunde, einer Wunde, die einem die Hand geschlagen, die man zuvor geküsst. An einer solchen Wunde stirbt man nicht. Nein, das ist eine längst nicht mehr geglaubte Fabel. Man stirbt nicht daran. Aber wie lebt man mit ihr! Gütiger Himmel, wie lebt man!

Und nun kommt die letzte Ruhepause vor dem Schrecklichsten.

das erfolgt, unausbleiblich jedesmal erfolgt. Die Furcht allein davor ist schon Schmerz, Todesschmerz. Das Haar trocknet ein, strähnt sich, knistert. Der Athem bleibt aus. Sie will sich aufrichten, noch einmal Luft schöpfen. Zu spät. Er schließt die Augen. Das ist das Zeichen. Der entsetzliche, unbeschreibliche Augenblick ist da. Jede ihrer Sehnen und Muskeln bäumt sich im Bogen, erstarrt darin. Ein eisiger, eiserner Reif legt sich um Hals und Hirn. Die Zähne graben sich in die fiebernden Lippen. In der Brust aber wüthet die mörderische Faust. Zwischen den umkrampfenden Fingern quillt in unförmlicher Masse, gequetscht, gepreßt, zerfasert, das Herz hervor. Nur einen Augenblick länger, und alles wäre vorüber. Aber nein, das will er nicht. Er lockert den Griff. Luft strömt wieder zu. Die Gliederstarre löst sich. Eine Thräne gleitet von der Wimper sachte über Wange und Kinn. Sie hat nicht mehr die Macht, sie wegzuwischen. Aber noch ist der Geist rege. Sie denkt noch, weiß, was ihr bevorsteht, und zählt an ihren Pulsschlägen die Zeit bis zum nächsten Anfall.

Der kommt und wiederholt sich. Nach dem dritten und vierten ist jeder Widerstand gebrochen. Keine menschliche Gestalt mehr, ein wirrer Knäuel zuckenden Fleisches, dunkler Haarwellen und fahlweißen Linnens ballt sich da am Fußende des breiten Lagers zusammen. Jeder Laut, jedes Weinen ist erstickt. Da jagt, schlimmer noch als alle vorhergegangenen, ein neuer Krampf das Weib zur letzten, verzweifelten Anstrengung auf. Sie faßt die Klingel, kann die Hand nicht mehr von ihr entfernen. Schrilles Läuten geht endlos fort und fort durchs Haus. Sie weiß, die Hilfe, die sie begehrt, ist Gift. Aber da der jähe Tod sie nicht mitnehmen will, ruft sie den langsamen. Nur ein Ende der Qual. Um jeden Preis ein Ende!

Wieder vergeht eine Zeit. Draußen hat die Nacht sich aufge-

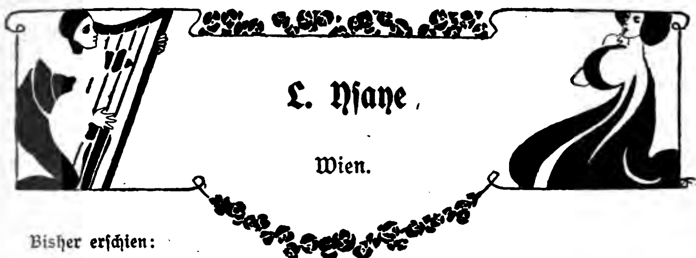
zehrt. Die ersten Frühlichter flattern über die Wolkenfetzen. Der Wind pfeift ihnen nach. Der Frau dünkt, als vergiengen Stunden, bis man zu ihr eintritt. Sie sieht den Schmerz nicht mehr. Fühlt nicht mehr, dass er sie fasst, loslässt, wieder fasst. Es zerfließt ihr alles in eins. Sie glaubt, sie lebe gar nicht mehr. So etwas kann doch nicht leben heißen. Das gibt es einfach auf Erden nicht. Das muss schon etwas sein, was „später" kommt. Also noch immer nicht aus mit dem Ende? Immer noch ein „später"? Endlich schlagen Stimmen an ihr Ohr. Sie versteht nicht, was es bedeutet. Man ruft ihr zu, sie weiß nicht warum. Plötzlich ist ihr, als ob irgend wer ihre verlorenen Gliedmaßen zusammensuche, wieder aneinderfüge. Man hebt die Deckel von ihren Augen. Sie blickt in ein ruhiges, bekümmertes Angesicht. Das muss sie wohl früher einmal schon gesehen haben. Wo nur? Im Wachen? Im Traume? Und über dem Antlitz, am Himmel draußen ist ein Brand entstanden. Sie starrt nicht mehr ins Dunkel, in Wolken, in die Sterne. Purpurroth glüht die ganze weite Wölbung. Nun schwebt wieder eine Hand über ihr. Aber nicht die Hand des Schrecklichen. Eine Menschenhand. Weiß und fest und gütig und zielbewusst. Sie führt die Nadel ein. Noch einmal will der Schmerz zurückkehren. Noch einmal setzt er die Klammer an. Aber seine Kraft ist gebrochen. Er weicht, langsam, langsam. Seine wuthverzerrten Züge entschwinden, der Blick erlischt. Er ist nicht mehr da. Er gieng. Draußen aber muss etwas vorgehen, was mächtiger ist als die beginnende Betäubung der Frau. Es zieht sie förmlich vom Lager empor, gibt ihr für einen Augenblick die volle Kraft der Sinne zurück. Sie hebt den Kopf .... gerade ihr gegenüber steigt der Feuerball zur Tageshöhe und überflutet die Dämmerung. Die Sonne geht auf. Und in ihr geht das Bewusstsein unter.

Die Sonne! Die nimmt sie mit hinüber in den Traum. Nichts sonst. Daraus entwickelt sich dann alles andere. Alles Licht, aller Glanz. Sie wiegt sich auf den Strahlen, aufwärts, abwärts. Frei und leicht ist sie. Und warm. So wunderwonnig warm. Nicht heiß. O nein. So wie man's immer haben möchte. Und unter ihr wiegt und schwankt es ebenfalls, steigt und fällt mit ihr. Ist es der Aether? Oder das Meer? Keines von beiden. Die Wogen sind roth. Der Wind läuft darüber. Da schlagen sie auf und über ihr zusammen. Zwischen hohe, schlanke Stiele mit gezackten, graugrünen Blättern ist sie gefallen. Die tragen eine endlose Fläche von brennenden, seidigen Blüten. In einem Mohnfeld ruht sie. Haupt an Haupt drängen sich die feurigen Glocken, nicken, flüstern und schmeicheln, und im rosigen Kelchherzen zittern die tiefschwarzen Sammtstaubfäden. Weiterhin grenzen Marmorfelsen an die Blumenau, Meerbrandung schlägt daran mit sprühendem Gischt über der blauen Flut. Und das Sonnengold leuchtet bis zur rothen Erde unter den rothen, schwer duftenden Blüten, überfließt ihre eigenen weißen, blühenden, thaufrischen Glieder. Wie ihr die Lippen glüh'n! Sie schlürft die feuchten Perlen, die auf den zarten Blüten liegen. Die entzünden erst recht den Durst. Wo Labung finden? Sie sucht und sucht. Da mit einemmale legt sich's lind und kühl über den lechzenden Mund. „Ah! Du! Du bist es! Ich wusste es ja, ich würde Dich noch einmal finden. Einmal noch! Du müsstest wiederkommen. Musstest es. Sprich nicht. Frag' nicht. Sieh' nicht das Meer und nicht den Fels und nicht die rothen Blumen. Sieh nicht einmal mich an. Schließ' die Augen und fühle, dass Du mich hältst, dass ich Dich halte. Vergiss, was Du mir gethan, so wie ich vergesse, was ich um Dich gelitten. Lass nur eines mich fühlen, dass Du wieder mein."

Plötzlich ist sie von neuem allein, im Dunkeln, und friert im

Elend. Sieht ekle Lumpen um ihren abgezehrten Körper hängen, sieht Jammer aus hungernder Kinder Augen. Und kann nicht helfen. Nur weinen, weinen, bis ihr die Stimme bricht. Ein finsterer, eisschollentreibender Strom . . . vorüber. Und immer rascher wechseln die Bilder. Jetzt ist sie in der Wallfahrtskirche. Da steht die Muttergottes mit dem dreieckigen, goldstrotzenden Mäntelchen und dem Jesukinde. Und zwischen den Votivbildern, Papierkronen und Flitterkränzen beginnen die wächsernen Hände und Füße, Köpfe und Herzen, all die frommen Opfergaben, zu tanzen, und drehen sich im tollen Wirbel um den Heiligenschrein. Ein Todtenkopf rollt vor ihre Füße . . . Aber nein. Welch kindische Angst! Das ist doch kein Todtenkopf, das ist ja die Kegelkugel, mit welcher der stämmige Bursche dort gerade „alle Neune“ geschoben hat. Sie steht in einem Wirtshausgarten und ist Kegelbub, muss aufsetzen und gut aufpassen. Und wenn ihr die Kugel über die nackten Zehen poltert, dass sie laut aufschreit, dann johlen die betrunkenen Kerle und freuen sich. Allmählich verstummt der Lärm. Ein einziger, leiser Ton ringt sich los . . . zittert fort, süß wie ein Geigenstrich, weich und wonnig wie das eine Wort . . . Wie lang ist's her, dass sie das Wort nicht mehr gehört, die Stimme nicht mehr gehört, die das Wort gesprochen . . . . . Dann weiß sie nichts mehr. Träumt nichts mehr. Schläft tief und fest und nicht zu erwecken. Das endlich ist Ruhe, ist Vergessenheit. Ist Morphium.

Als sie erwacht, grüßt trüber, grauer Mittag durch die Fensterscheiben. Draußen geht das Alltagsleben seinen Gang. Dumpf und wüst ist ihr der Kopf, schwer und schlaff ruhen Hand und Fuß. Und sie gedenkt bange der verflossenen Stunden, voll Ekel des Tages, der um sie liegt, und mit Grauen der Nacht, der sie wieder entgegengeht.



L. Ysaye

Wien.

Bisher erschien:

Zwischenspiele in Versen.
Buchschmuck von Fanny Zakucka.

Colombinens Lied.

Wenn die hellen Geigen singen,
Und ich mich im Tanze drehe,
Kommt ein Traum mit leichten Schwingen
Aus der lichten Himmelshöhe.
Die Madonna aus Erbarmen
Sendet voller Gnade ihn;
Und der Traum erzählt mir Armen,
Dass ein Königskind ich bin.

Dass ich durch die Straßen ziehe
Im Gewand von weißer Seide,
Dass das Volk am Wege knie,
Fassend nach dem Wunderkleide,
Dass ein Prinz aus fernem Lande
Huldigend vor mir sich neigt,
Und ein Narr im Schell'ngewande
Liebeslieder für mich geigt.

Und ich hör' der Geige Bitten
Und versteh' der Blicke Flehen,

Um mit leichten, leisen Schritten
Stolz daran vorbeizugehen.
Kaum dass ich die Lider senke,
Grüßend stumm im Weiterschreiten,
Nur dem Volke mild ich schenke
Tausend lichte Kostbarkeiten.

Da verstummen jäh die Geigen
Und der Zauber ist zu Ende,
Und ich muss mich dankend neigen
Vor dem Klatschen aller Hände.
Colombine bin ich wieder,
Freundin eines Harlekin;
Und in schimmerndem Gefieder
Meine Träume heimwärts zieh'n.



Wiener Verlag:

Gegründet Herbst 1899.

Leitung: **Oscar Friedmann.**

ESSAYS.

Hermann Bahr, Secession K 6.— = M 5.—
Umschlagzeichnung von Olbrich. 2. Auflage

Hermann Bahr, Rede über Klimt
2. Tausend K —.20 = M —.20

Dr. Friedrich Elbogen, Die rothe Robe, ein Mahnruf an alle Stände 2. Tausend K —.20 = M —.20

W. Fred, Giovanni Segantini
(Illustriert mit 1 Farbendrucktafel, 2 Heliogravüren und 50 Autotypien) K 7.20 = M 6.—

Max Graf, Wagner-Probleme und andere Studien
2. Aufl. K 4.80 = M 4.—

Eugen Guglia, Friedrich von Gentz, eine biographische Studie
K 12.— = M 10.—

Michael Haberlandt, Cultur im Alltag K 4.20 = M 3.50

Richard Muther, Studien und Kritiken. Band I: 1900
Umschlagzeichnung von Prof. J. Hoffmann K 9.60 = M 8.—
Band II: 1901 K 9.60 = M 8.—

Robert Scheu, Culturpolitik K 2.— = M 1.80

Richard Specht, Kritisches Skizzenbuch K 3.60 = M 3.—

ROMANE.

Carl Ewald, Die alte Stube übersetzt von Walther Ernst
Umschlagbild von Rudolf Jettmar K 3.— = M 2.50

Hans Jäger, Christiania-Bohême, Roman
Autorisierte Uebersetzung aus dem Norwegischen
K 4.80 = M 4.—

C. Karlweis, Martins Ehe, eine Novelle in Briefen
Umschlagzeichnung von Hans Eisterer K 1·80 = M 1.50

Sophus Michaëlis, Aebelö übersetzt von Marie Herzfeld
K 3.60 = M 3.—

Octave Mirbeau, Tagebuch einer Kammerjungfer
Umschlagbild von **Fritz Schönpflug**. 7.—15. Tausend
K 3.60 = M 3.—
Sigbjörn Obstfelder, Tagebuch eines Priesters
Autorisierte Uebersetzung von **Louise Wolf**.
Umschlagbild von R. Eisterer K 4.80 = M 4.—
Hugo Salus, Christa, ein Evangelium der Schönheit
K 2.40 = M 2.—

NOVELLEN.

Hermann Bahr, Wirkung in die Ferne und Anderes (Erzählungen, Gespräche, Pantomime) K 3.60 = M 3.—
Raoul Auernheimer, Rosen, die wir nicht erreichen. Ein Geschichtenband
Mit Umschlagzeichnung von F. Fiebiger K 3.— = M 2.50
Barbey d'Aurevilly, Die Teuflischen (»Les Diaboliques«)
Uebersetzt von **M. v. Berthof**. — **Umschlagbild und Buchschmuck von Félicien Rops. 2.—3. Aufl.** K 6.— = M 5.—
Felix Dörmann, Warum der schöne Fritz verstimmt war
Umschlagbild von Rud. Jettmar K 2.40 = M 2.—
Stefan Großmann, Die Treue, Novellen
Umschlagbild von Fidus. K 3.— = M 2.50
Gustav Macasy, Novellen
Umschlagbild von Franz Schuster K 2.40 = M 2.—
Max Messer, Wiener Bummelgeschichten
Umschlagbild von Rudolf Jettmar K 2.40 = M 2.—
Arthur Morrison, Geschichten aus den Winkelgassen
übersetzt von Edward Falck
Umschlagbild von Emil Orlik K 3.— = M 2.50
Charlotte Nisle-Klein, Der Mann mit dem Pferdekopf, Novellen K 3.60 = M 3.—
Umschlagbild und Buchschmuck von Heinr. Nisle
Felix Salten, Der Hinterbliebene
Umschlagbild von A. Grosz K 2.40 = M 2.—
Felix Salten, Die Gedenktafel der Prinzessin Anna
Umschlagzeichnung von **Emil Orlik** K 2.40 = M 2.—
Henryk Sienkiewicz, Folget ihm nach! Drei Erzählungen.
2. Tausend. Aus dem Polnischen übersetzt von Clara Hillebrand.
Umschlagzeichnung von Benno Mahler K 2.40 = M 2.—
Fjodor Ssologub, Schatten übersetzt von Alex. u. Clara Brauner.
Umschlagbild von Emil Orlik K 3.60 = M 3.—

Vernon Lee, Schemen übersetzt von M. v. Berthof
K 4.20 = M 3.50

Susi Wallner, Hallstätter Märchen
Umschlagbild von Max Raschka K 2.40 = M 2.—

Else Zimmermann, Die Geschichte einer Seele
Umschlagzeichnung und Buchschmuck von **Hans Eisterer**
K 2.40 = M 2.—

*** „Das junge Paar", ein Leitfaden der Ehe.
Mit einem Vorwort von Paul v. Schönthan — Illustriert von Fritz Schönpflug 5.—10. Tausend. K 1.20 = M 1.—

THEATER.

Hermann Bahr, Der Franzl, fünf Bilder eines guten Mannes.
Buchschmuck von Alfred Roller
2. u. 3. Auflage K 6.— = M 5.—

Roberto Bracco, Untreu, Komödie übersetzt von Otto Eisenschitz
Umschlagzeichnung von Emil Orlik K 2.40 = M 2.—

Roberto Bracco, Tragödien der Seele, Schauspiel
übersetzt von **Otto Eisenschitz** K 2.40 = M 2.—

Georges Courteline, Boubouroche (Boubouroche — Der Herr Commissär — Sein Geldbrief — Monsieur Badin)
Uebersetzt von **Siegfried Trebitsch**
Umschlagbild nach der französischen Originalausgabe von **A. Barrère**

Georges Courteline, Marionetten
Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von **Siegfried Trebitsch** K 3.60 = M 3.—

Felix Dörmann, Zimmerherren, Komödie K 2.40 = M 2.—
Aufführung von der Wiener Censur verboten.

Felix Dörmann, Die Krannerbuben, Komödie
Umschlagzeichnung von Hans Eisterer K 2.40 = M 2.—

Felix Dörmann, Der Herr von Abadessa, ein Abenteurerstück in Versen
Umschlagzeichnung von **Emil Orlik** K 2.40 = M 2.—

Pérez Galdós, Electra, Drama K 3.— = M 2.50
Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem **Spanischen** von Rudolf Beer.
Ungekürzte Originalausgabe **mit den von der Censur gestrichenen** Stellen. Mit dem Portrait des Dichters. 3. Auflage.

Hugo Ganz, Der Rebell, Drama K 2.40 = M 2.—

Julius von Gans-Ludassy, Der letzte Knopf, Volksstück
Original-Ausgabe mit den von der Censur gestrichenen Stellen.
2.—3. Auflage. K 2.40 = M 2.—

Eugen Herbert, Frau Julie Niendorf, Drama K 2.40 = M 2.—
C. Karlweis, Das grobe Hemd, Volksstück
Umschlagzeichnung von Emil Orlik K 2.40 = M 2.—
Georges Rodenbach, Die stille Stadt, Schauspiel
— — Der Schleier, Dramatisches Gedicht
Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von **Siegfried Trebitsch** K 2.40 = M 2.—
Felix Salten, Der Gemeine, Schauspiel K 2.40 = M 2.—
Franz Schamann, Liebe, Volksstück K 2.40 = M 2.—
Karl Schönherr, Die Bildschnitzer, eine Tragödie braver Leute
2.—3. Auflage K 1.50 = M 1.25
Axel Steenbuch, Kleine Dramen
Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von **Francis Maro.**
K 4.20 = M 3.50
Giovanni Verga, Die Wölfin, Sicilianische Volksscenen
übersetzt von Otto Eisenschitz K 1.80 = M 1.50
L. Ysaye, Zwischenspiele in Versen
Umschlagbild und Buchschmuck von Fanny Zakucka
K 3.— = M. 2.50

Im Laufe des Jahres 1902 werden u. a. folgende Werke erscheinen:

Raoul Auernheimer, Renée heiratet ihren Bräutigam. Sieben Capitel eines Frauenlebens.
Arthur Auer-Waldborn, Todtes Geleis, ein Reiter-Roman.
J. Dombrowsky, Felka, Roman in Briefen.
Fritz Freund, Lieder.
Willi Handl, Couplets.
Rudolf Hawel, Frieden, eine dramatische Legende.
Die Politiker, eine Komödie.
Franz Hofen, Das thut man nicht! Dialoge.
Karl v. Levetzov, Pierrots Leben, Leiden und Himmelfahrt, eine Pantomime mit begleitendem Text in Versen und fünf Acten.
Julius v. Gans-Ludassy, Der goldene Boden, Volksstück.
Octave Mirbeau, Sebastien Roch, Roman
Arthur Morrison, Ein Kind des Jago, Roman
Siegfried Trebitsch, Lou, Schauspiel.
Marie Weyr, Im Himmelreich, eine Geschichte.

liebliche, fast idyllische Weisheit im „Käferl"! Und welche psychologische Feinheit und Tiefe im „Garten"! Dann folgen Dialoge, in denen Bahr mit der zierlichsten Plauderkunst, die von allen Deutschen er allein mit dem Franzosen gemeinsam hat, über Wiener Wesen und Leben spricht, in der sprudelndsten, graziösesten, fascinierendsten Art, der echte „Hermann Bahr". Endlich enthält der Band eine Pantomime von früher, mit einer beispiellosen Kraft und Schönheit der Sprache geschrieben, und die zu den besten dieses nun so beliebt werdenden Genres gehört. Wie keiner seiner bisherigen Bände zeigt uns dieses Bahr'sche Buch, wieviel Bahr in den letzten Jahren an Ruhe und Meisterschaft gewonnen hat, ohne an Farbe und Beweglichkeit verloren zu haben.

J. Barbey d'Aurevilly:

Die Teuflischen.

3. Auflage.

Mit den 19 Radierungen von Félicien Rops.

Einzig autor. vollst. Uebersetzung von M. v. Berthof.

Preis M. 5.—, K 6.—; geb. M. 6.50, K 7.80.

„Es gereicht dem „Wiener Verlage" zu ganz besonderem Verdienste, diesen höchst merkwürdigen und absonderlichen Dichter, einen der kräftigsten Repräsentanten der französischen Spätromantik, entdeckt zu haben, in dem sich alle guten und schlechten Eigenschaften der lateinischen Rasse aufgehäuft zu haben scheinen. Blendender Geist, vollendete Ritterlichkeit bis zum Dandythum, verblüffend viel psychische Beobachtung, eine entzückende Kunst zu plaudern, eine robuste Sinnlichkeit und Freude am Perversen und erotisch Mysteriösen und eine kräftige Portion Frauenverachtung. — Auf die Ausstattung dieses Buches hat der Verlag eine besondere Sorgfalt verwendet und ihm die für das Buch entworfenen Zeichnungen von Rops beigegeben. Das Werk ist bereits in 3. Auflage erschienen."

Georges Courteline:

Marionetten.

Gerichtspossen. — Uebersetzung aus dem Französischen von Siegfried Trebitsch.

Preis M. 2.—, K 2.40; geb. M. 3.—, K 3.60.

Durch den großen Erfolg, den der „Wiener Verlag" mit dem ersten Bande der Courteline'schen „tragischen Possen" („Bou-

bouroche") hatte, sieht er sich veranlasst, einen zweiten folgen zu lassen. Dieser ist dem Bande „Les marionettes de la vie“ entnommen und steht dem ersten in nichts nach. Seine Lustigkeit ist womöglich noch überwältigender, noch drastischer und wieder von jenem souveränen Humor, mit dem der witzigste und keckste aller Franzosen nichts auf der Welt ungehänselt lässt. Nun begreifen wir allmählich, warum die Franzosen immer vom „göttlichen Courteline“ sprechen, ihn den größten lebenden Humoristen nennen und ihn gerne mit Rabelais und Molière vergleichen.

Felix Dörmann:

Der Herr von Abadessa.

Ein Abenteurerstück in Versen.

Mit Umschlagzeichnung von Emil Orlik.

Preis M. 2.—, K 2.40; geb. M. 3.—, K 3.60.

Man spricht so viel von einer Wiedergeburt des großen Stils im Drama. Wir glauben, dass dieses Drama des Wiener Dichters eine Erfüllung jener Wünsche bedeutet: Eine große, reich bewegte, echt dramatische Handlung, große, starke Willensmenschen, heiße Leidenschaften und eine wundervolle Sprache voll Farbe und Musik. Dieses Drama dürfte das schönste sein, das der Dichter Dörmann bis jetzt geschaffen hat.

W. Fred:

Giovanni Segantini

(Reich illustriert)

Preis M. 5.—, K 6.—; geb. M. 7.—, K 8.40

Es liegt in der Absicht dieser Publication, das Andenken des größten österreichischen Malers gebürend zu ehren. Giovanni Segantini hat die klare Schönheit der Hochalpennatur in ganz neuartiger Technik mit wundervollen Farben dargestellt. Das ungemein große Lebenswerk des jung verstorbenen Meisters wird in dieser Monographie durch viele Tafeln und Illustrationen an der Hand eines ausführlichen Textes veranschaulicht. Das Werk enthält neben 30 Autotypien farbige Facsimile-Reproductionen eines **noch unveröffentlichten Werkes** Segantinis. Weiters in großen **Heliogravure-Tafeln:** „Die Quelle des Uebels“ und „Die Rückkehr ins Vaterland“.

Eugen Guglia:

Friedrich v. Gentz

Eine biographische Studie

Preis M. 10.—, K 12.—; geb. M. 11.50, K 13.80

Mit diesem hochbedeutenden Werke des österreichischen Historikers legen wir dem deutschen Publicum die erste umfassende und erschöpfende Biographie der interessantesten und blendendsten Erscheinung der Congresszeit vor. Aber das Buch bietet mehr als ein bloßes Lebensbild des glänzenden Publicisten, virtuosen Lebenskünstlers, des Spiritus rector aller romantischen Politik, es ist ein mächtiges Zeitbild geworden, hervorragend durch die außerordentliche historische Reproductionskraft des Verfassers, der gerade zu dieser Aufgabe ebenso sehr durch seine tiefe historische Bildung wie durch seine moderne Weltanschauungsmethode und seinen modernen Stil berufen erscheint.

Michael Haberlandt:

Cultur im Alltag.

2. Auflage.

Preis M. 3.50, K 4.20; geb. M. 5.—. K 6.—.

Edmund Hellmer schreibt in der „Deutschen Zeitung": „Es ist ein ganz einziges Buch, diese Cultur im Alltag . . . jedes einzelne Essay wie aus einer inneren zwingenden Nothwendigkeit entstanden . . . es ist nicht mehr und nicht weniger als die ganze künstlerische Persönlichkeit, die da in lauter bunte leuchtende Stücke zerfällt . . . . denn im Grunde ist's nichts anderes als ein Ausschnitt aus einem Menschendasein, den die einzelnen Absätze des Buches bringen . . . sie wollen nichts anderes darstellen als das Verhältnis eines reifen, feinen Menschen zum modernen Leben, mit all seinen Kleinigkeiten, Kleinlichkeiten und seinem vollen, unvergänglichen Wert für den, der es verstehen und lieben gelernt hat . . ." — Und Ernst Heilborn in der „Nation" schreibt in einem Essay, das er „Glück in Alltagscultur" benennt, über Haberlandt: „Ein feinsinniger Mann und ein Lebenskünstler mit hellem Auge für all das Schöne um uns, das so alltäglich ist, dass man es übersieht, gibt sich darin. Sonst weiß ich nichts von ihm, als dass er indischen Studien obliegt. Doch scheint's, als habe seine Seele auch eine indische Heimat."

Hans Jäger:

Christiania-Bohême.

Roman.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Norwegischen.

Dieser Roman ist vielleicht das kühnste und muthigste Buch, das je geschrieben worden; gewiss das ehrlichste und rückhaltloseste. Nie sind alle Schäden der Gesellschaftsordnung (von der sexuellen Seite) mit einer so beispiellosen Wucht und einem solchen Ingrimm aufgedeckt worden, nie die Forderung der Freiheit, auch in der Liebe, mit einer solchen Donnerstimme erhoben worden, wie in Hans Jägers weltberühmter „Christiania-Bohême“, die für die nordische Literatur wie für die Weltanschauung einen nie dagewesenen Sturm, eine Revolution bedeutete. Das Buch erschien 1885 in Christiania, wurde in jener prüden, sittenheuchlerischen Zeit und im Lande muckerischer Sectierer sofort confisciert, der Dichter eingesperrt, um seine Stellung gebracht, gehasst, verfolgt, gehetzt, aus dem Lande gedrängt. Der Dichter lebte nun einige Zeit in Paris, wo er ein zweites Buch „Kranke Liebe“ schrieb, das in den skandinavischen Ländern auf den bloßen Namen „Hans Jäger“ hin sofort confisciert wurde.

Die „Christiania-Bohême“, dieses bedeutende Werk, das bereits der Literaturgeschichte gehört, liegt hier dem deutschen Publicum zum erstenmale in deutscher Sprache vor. Gewiss, es ist ein gefährliches Wagnis, das der Wiener Verlag damit auf sich nimmt. Es ist ein Buch für Männer und nicht für die alten Weiber beiderlei Geschlechts. Und die Heuchler und Pharisäer im Lande werden ihre Augen verdrehen, dass solche Dinge, die jeder thut, jeder fühlt und unter denen jeder leidet, laut gesagt werden. Wir aber rechnen damit, dass sich der Zeitgeist geändert hat in diesen 16 Jahren, dass man heute auch bei den Behörden und den Beamten den Ton der Wahrheit und der Kunst zu unterscheide weiß von dem Tone berechnender Sensationsmacherei, und da dem Künstler alles zu sagen erlaubt ist, was ihn und die Menschheit drückt.

C. Karlweis:

Martins Ehe.

Eine Novelle in Briefen.

Preis M. 1.—, K 1.20; geb. M. 2.—, K 2.40.

Diese Novelle ist wohl das schönste und liebenswürdigste Werk, das wir Karlweis bis jetzt zu danken haben. Freilich ist der Gesellschafts-Satiriker hier zum wirklichen, echten Humoristen geworden, mit dem tiefsten, gütigsten, weisesten Verständnis für alles Menschliche. „Martins Ehe" schildert Irrthum, Glück und Erwachen eines guten Mannes, dessen einfacher Sinn sich wieder einmal von der Räthselnatur des Weibes dupieren ließ, in dessen schlichter Seele aber gerade das Unglück ganze Welten von Güte und Weisheit aufblühen läßt. Nicht bloß, dass dem Dichter die Prachtgestalt Martins entzückend gelang, es ist ihm in seiner indirecten und zarten Art der Charakteristik geglückt, woran die Kunst so vieler scheiterte: die Schiller-Natur dieses Werkes begreiflich, interessant, sympathisch zu machen. Dabei ist in dem Buche nichts von Predigt oder aufdringlicher Psychologie: alles ist Handlung, Fluss, Bewegung, und das Buch ist, bei allem Ernste seines Problems, eigentlich einer der amüsantesten kleinen Romane der letzten Zeit.

Vernon Lee:

Schemen.

Autor. Uebersetzung aus dem Englischen von M. v. Berthof.

Preis M. 3.50, K 4.20; geb. M. 5.—, K 6.—.

Vier eigenartige Novellen der englischen Dichterin, die dem Präraffaelitenkreise nahe stand und ihnen durch die romantische Art ihrer reichen Phantasie, durch die herben, fast eckigen Linien ihrer Darstellung, die Ueppigkeit der Farben und durch ihren Hass gegen die ganze Monotonie unserer Gegenwart künstlerisch verwandt ist. Es ist ein Buch der Sehnsucht nach anderen, größeren und geheimnisvolleren Zeiten und Menschen.

Richard Muther:

Studien und Kritiken.

Band I: 1900, Band II: 1901.

Preis per Band broschiert M. 8.— = K 9.60; gebunden M. 9.50 = K 11.40.

Beide Bände enthalten eine Reihe von Essays und geben ein zusammenfassendes Bild der europäischen Kunst am Ende des XIX. Jahrhunderts.

Richard Muther, der durch seine berühmte Geschichte der Malerei des XIX. Jahrhunderts einen der ersten Plätze unter den deutschen Kunsthistorikern erworben und der Kunstforschung ganz neue Bahnen geebnet hat, unternimmt es hier in seinem jüngsten Werke, in losen Essays Bilder des Kunst- und Culturlebens zu zeigen, die gleichwohl ein organisch zusammenhängendes Ganzes ergeben, Bilder von einer starken Plastik und Lebendigkeit. Wir glauben, dass dieser Autor, dessen Werke bisher die größten Erfolge aufzuweisen hatten, keines weiteren Wortes der Empfehlung bedarf.

Sigbjörn Obstfelder:

Tagebuch eines Priesters.

Nachgelassener Roman. — Autorisierte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Luise Wolf.

Umschlagzeichnung von Hans Eisterer.

Preis M. 2.—, K 2.40; geb. M. 3.—, K 3.60.

Als im Sommer 1900 Sigbjörn Obstfelder in der Blüte seiner Jugend starb, betrauerte eine kleine Gemeinde in ihm den tiefsten, seelenvollsten Dichter der ganzen modernen Kunstbewegung. Und nun ersteht uns aus seinem Nachlasse ein Buch von völlig anderer Art, eine Dichtung, bei aller Tiefe von solcher Kraft und Weltfreudigkeit, ein Kampf mit Gott, der in einen so glückvollen Frieden ausklingt, dass sich uns das liebgewordene Bild des Dichters nur noch mehr verinnerlicht. Es ist das Buch der eigenartigsten Religiosität, das je geschrieben wurde, der zartesten Seele und des stärksten Naturgefühls.

Felix Salten:

Die Gedenktafel der Prinzessin Anna.

Umschlagbild von Emil Orlik.

Preis M. 2.—, K 2.40; geb. M. 3.—, K 3.60.

Die Literatur der letzten Jahre gehörte der psychologischen Analyse und der subtilen Detailmalerei. Aber darüber gieng ihr ein köstliches Gut vollständig verloren, die große Kunst des Erzählens. Und es scheint, dass Felix Salten in diesem ganz überraschenden und prachtvoll lustigen Buche einer der ersten ist, die sie wieder gefunden haben. An die gute Tradition der alten Meister der Erzählung, an die großen Fabulierer Boccaccio und Cervantes schließt er an, erzählen will er, nichts als erzählen, eine sonderbare, komische Geschichte, bei der die Menschen sich wieder einmal sehr drollig und sehr menschlich benommen haben. Und das gelingt ihm in der köstlichsten Weise. Es ist soviel Fluss und athemlose Lebendigkeit bei innerer Folgerichtigkeit in den lustigen Begebenheiten und Situationen, so viel kurzer drastischer Witz in den Dialogen, so viel graziöse Satire in den Figuren, und vor allem ist Einfall und Erfindung so famos und überwältigend, dass das wieder einmal ein Buch für alle ist, für die Feinsten wie für die Derbsten. Alles ist greifbar und körperlich, keine Reflexion, keine Fabula docet stört die prächtige Ungeniertheit der Geschichte, der Autor verschwindet hinter ihr, und doch ist alles voll Sinn und voller Hiebe nach rechts und links, oben und unten, gegen Fürsten und Massen, Sittenlose und Prüde.

Hugo Salus:

Christa.

Ein Evangelium der Schönheit.

Umschlagbild und Buchschmuck von Emil Orlik.

Hugo Salus, der fröhliche, sonnige Lyriker, dieser Dichter des Glücks und der heitersten Lebensfreude, hat dieses entzückende Buch seiner Weltanschauung gedichtet. Es passt in keine der Rubriken, es ist kein Roman und keine Dichtung im landläufigen Sinne, wenn es auch Plastik und Melodie von beiden hat. Es ist eine Versöhnung der Weltanschauung Griechenlands mit dem Christenthum. Es hat den Stil und den Rhythmus der Evangelien,

auch die Stadien seiner Handlung sind der Evangeliengeschichte nachgebildet, und zur Mittelpunktsgestalt hat es einen weiblichen Christus, der aber hier zum Gott der Freude und der Schönheit wird. Diese „Christa“ ist eine so wundervolle Figur, wie sie nur die Vision eines gotterfüllten Dichters hervorbringen konnte. Das Buch ist weit entfernt, ketzerisch oder unfromm zu sein, von einer tiefen, pietätvollen Liebe zum Christenthum erfüllt, und doch von so viel innerer Freude, Heiterkeit und Liebe zur Schönheit, dass es uns förmlich wie ein „letzter Wille“ Goethes anmuthet.

Henryk Sienkiewicz:

Folget ihm nach!

Drei Erzählungen

Uebersetzung von C. Hillebrand

Preis M. 2.—, K 2.40; geb. M. 3.—, K 3.60

Drei Erzählungen des großen historischen Romanciers, von denen die erste, zur Zeit Christi spielend und Heidenthum mit Christenthum im Kampfe zeigend, ein gradioses Bild des größten Ereignisses der Geschichte gibt.

Axel Steenbuch:

Kleine Dramen.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von Francis Maro.

Umschlagzeichnung von Emil Orlik.

Preis M. 3.50, K 4.20; geb. M. 5.—, K 6.—.

In Axel Steenbuch führt der „Wiener Verlag“ dem deutschen Publicum einen der originellsten und interessantesten Dichter Skandinaviens vor. Er gehört zu Hamsun und Obstfelder, aber er ist bizarrer, geheimnisvoller und in seinen Formen wunderlicher als sie. In diesen kleinen Meisterwerken ist eine so ungeheure Kraft der Stimmung, wie sie außer Steenbuch wohl nur noch Maeterlinck vermag. Wir glauben, dass binnen kurzem dieser geniale junge Däne seine Gemeinde unter uns besitzen wird.

